Biogr.
3347
u

Erinnerungen

an die

im Kampfe der Basel-Landschaft

am 3. August 1833

gefallenen

Dr. Heinrich Hug

von Zürich.

Liestal,
gedruckt bei Banga und Honegger.
1834.

Schenkung

<36623855250012

<36623855250012

Baye

Digitized by Google

Erinnerungen

an den

im Kampfe der Baſel-Landſchaft

am 3. Auguſt 1833

gefallenen

Dr. Heinrich Hug von Zürich.

Lieſtal, 1834.
Gedruckt bei Banga und Honegger.

Digitized by Google

Biogr. 3347 u

Dulce et decorum est pro patria mori.

Süß und rühmlich iſt's, für's Vaterland zu ſterben.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fg/01/110

Digitized by Google

Von einigen Freunden des Verewigten aufgefordert, will ich Erinnerungen an ihn aufzeichnen. Dir, du biederes **Volk von Baſel-Landſchaft**, ſollen dieſe Blätter geweiht ſein; auf den Jahrestag des 3. Auguſt übergebe ich ſie dir. Für deine Wohlfahrt hat **Hug** im Leben gewirkt, für deine Unabhängigkeit an jenem Tage ſein Blut vergoſſen. — Es war von jeher Sitte freier Völker, daß ſie die Todten ehrten, welche als Märtyrer ihrer Freiheit ſtarben. So haſt auch du die heilige Pflicht, das Andenken an deinen Hug zu ehren. Das würdigſte Denkmal aber, das du ihm ſetzen kannſt, iſt nicht eines von Marmor mit goldenen Sprüchen, das in der Zeit wieder verwittert, ſondern ein lebendiges, das die Frucht der Ewigkeit trägt. **Bewahre treu die Freiheit, für die er in deinen Reihen kämpfte, über ſeinem Grabe fort.** Leichter iſt es, Freiheit zu erringen, als ſie zu bewahren. Das einzige Mittel, daß ſie nicht wieder untergehe, iſt Ausharren in den Grundſätzen, die du in den verfloſſenen Tagen ruhmreich behauptet haſt. Deine Verfaſſung iſt nur eine äußerliche Form; ſie iſt todt, wenn der Geiſt, der ſie ſchuf, wieder erlöſchen ſollte. Daher pflege ihn in den Schulen der Jugend. Frömmigkeit des Herzens und Bildung des Geiſtes ſind die feſten Grundpfeiler, auf denen allein der Tempel der Freiheit unerſchüttert ſteht in den Stürmen der Jahrhunderte.

In ſeinem Leben gibt dir Dein verewigter Mitbürger ein Vorbild treuen Ausharrens in den Grundſätzen des Rech-

tes unter Mißgeſchick und Todeskampf. Darum will ich Dir die Begebenheiten ſeines Lebens von Jugend an erzählen, und zugleich da, wo ſich ſein Schickſal mit dem Deinigen verband, einen Rückblick werfen auf die drei Jahre Deines eigenen Leidens und Kämpfens. Denn die Geſchichte der Vergangenheit eines Volkes iſt die beſte Lehrmeiſterin für ſeine Zukunft. — Nimm, o Volk von Baſel-Landſchaft, dieſe ſchriftſtelleriſche Arbeit mit Nachſicht auf. Es iſt eine beſcheidene Blume, und erhält nur erſt einen Werth durch das Grab, auf welches ſie gepflanzt iſt.

Ein Bürger von Baſel-Landſchaft.

Im Julius 1834.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Heinrich Hug von Zürich wurde den 1. Herbſtmonat 1803 in Thalweil an den Ufern des Zürichſees, wo ſein Vater Pfarrer war, geboren. Bei einem zarten Körperbau hatte der Knabe in den erſten Jahren ſeines Lebens mit einem hartnäckigen Augenübel zu kämpfen. Lange Zeit waren die Aeltern beſorgt, daß ihr Liebling des Geſichtes beraubt werden möchte, bis er endlich durch ärztliche Kunſt glücklich geheilt wurde. Jedoch blieb ihm immer ein kurzes Geſicht. Troz ſeiner ſchwächlichen Geſundheit zeigte er ſchon frühe vielverſprechende Talente, die ſich unter der Leitung eines liebevollen und verſtändigen Vaters ſchnell entwickelten. In ſeinem 4ten Jahre empfieng er den erſten einfachen Unterricht in deu Elementarkenntniſſen durch den im Vaterhauſe als Lehrer der ältern Knaben angeſtellten Hrn. Simmler von Zürich, welcher ſich bei Peſtalozzi in Yverdon gebildet hatte. Nachdem ſein Vater im Jahr 1808, hauptſächlich um ſeinen 3 Knaben höheren Unterricht zukommen zu laſſen, von ſeiner Pfarrſtelle reſignirt und ſich nach Zürich begeben hatte, beſuchte Heinrich die dortigen Elementarſchulen, in denen er durch die Zartheit und Lieblichkeit ſeines Weſens die Liebe der Lehrer gewann. Dieſelben Eigenſchaften waren der Grund, warum er zum täglichen Geſellſchafter eines Knaben gewünſcht wurde, deſſen zärtliche Mutter es nicht über ſich gewinnen konnte, ihn ven ihrer Seite unter andere Knaben zu laſſen, aus übergroßer Beſorgniß, es möchte ihm etwa auf der Gaſſe ein Unfall begegnen. Laſſen wir ihn darüber ſelbſt reden in einem Aufſatze, den er als Jüngling über ſeine Schulzeit entworfen hat: „Ich brachte damals zwei volle Jahre, ſtatt auf der Straße und unter muntern Knaben, beinahe beſtändig nur in der Stube bei einem verzärtelten Freunde zu, und ſtatt zu laufen und zu ſpringen, mich zu tummeln und zu rauffen, was meinem ſchwächlichen Körperbau am eheſten Stärkung hätte verſchaffen können, ſaßen wir an einem Tiſche und vergnügten uns an kindiſchem Tande,

Aufſtellen von bleiernen Soldaten, ja etwa ſogar mit Puppenſpiel. Erſt beim Uebertritt aus der dritten in die vierte Klaſſe der Bürgerſchule, wo die Berufsbeſtimmung meines Geſpielen zum Kaufmann, während ich mich dem geiſtlichen Stande widmen ſollte, uns trennten, endigte ſich dies weichliche Leben. Ich ſchloß Freundſchaft mit einem anderen Knaben, deſſen phyſiſche Kraft aber ſehr gegen die meinige contraſtirte. Zu den Sonntagskameraden deſſelben gezogen, fand ich unter ihnen keine Freude an lärmenden und den Körper in Anſpruch nehmenden Spielen. Was Anderen die größte Luſt war, war mir drückende Pein, ſo daß ich beſtändig der Gegenſtand der Neckereien Anderer war. Ich zog mich daher allmählig ganz von ihnen zurück, und ſchloß mich einem neuen Freunde B. an, der von nun mein Alles ward. Jetzt wurde mir wieder wohl. Meine einzige Qual blieb indeſſen die, andere ſich herumjagen zu ſehen, während ich mich durch Neigung und Gewohnheit zu allen körperlichen Anſtrengungen untauglich fühlte, denn leiſe ſprach immer Etwas zu mir, und laut ermunterten mich meine Aeltern: „Du ſollteſt mehr Knabe ſein.“ Ich konnte weder ſtelzen, noch ſchleifen, noch ſchwimmen; vor dieſem Allem fürchtete ich mich wie vor Feuer. Ein ſo trauriges Leben konnte ich nicht länger führen; ich faßte den Entſchluß, durch geiſtige Kraft, durch Fleiß und Eifer in der Schule mich auszuzeichnen, um wenigſtens dadurch die Achtung meiner Mitſchüler zu erwerben. Das Reſultat meines eiſernen Fleißes war, daß ich (im Jahr 1815) in der erſten Gelehrtenſchule im Frühlings-Examen den oberſten Platz behauptete. Jetzt war ich überaus glücklich. Ich genoß der Seligkeit, mich, ſtatt verhöhnt, geachtet und geliebt zu ſehen. Bis jetzt (er ſchrieb das A°. 1823) iſt dieſes das herrlichſte Jahr meines Lebens. — Bald erwachte jedoch über mein geiſtiges Fortſchreiten der Neid mancher Mitſchüler; ſie ſuchten mich zu ſtürzen, und es gelang ihnen. Einer der bedeutendſten Lehrer ward mir abgeneigt, und brachte es dahin, daß mir das Lernen völlig verleidete. Die Behandlung jenes Lehrers erzeugte in mir Haß und abſichtlichen Trotz gegen ihn. Nur die ernſtlichen Ermahnungen meines Vaters und die Liebe zu ihm vermochten mich wieder aufzurichten. Ich arbeitete nach meinem Uebertritt in das Collegium humanitatis, ermuntert durch meinen Freund B., an dem ich mit ſchwärmeriſcher Liebe hieng, wieder mit größerer Luſt. Das Sterbebette und der Tod meiner Mutter A°. 1820 machte die heilſam-

ſten Eindrücke auf mich, und eine bald darauf eintretende Krankheit vollendete das gute Werk. Der Arzt fand für meine gänzliche Wiederherſtellung einen Aufenthalt auf dem Lande nöthig. Mit der ſich erneuernden Kraft regte ſich auch wieder die Luſt zur geiſtigen Vervollkommnung. Eine unwiderſtehliche Abneigung vermochte mich damals dem Vater die ſchriftliche Bitte zu eröffnen: er möchte mich ſtatt der Theologie der Rechtsgelehrtheit widmen. Durch die Gewährung dieſer Bitte fühlte ich mich überglücklich. Ich beſuchte von nun an das Collegium humanitatis als Auditor und hörte neben den philologiſchen und philoſophiſchen Penſen die Vorleſungen im politiſchen Inſtitute. Nebenbei ſuchte ich meinen Körper mehr abzuhärten durch Turnübungen, und bereitete mich ſtets, angeregt durch meinen Freund B., in fleißigem Studium zur Univerſität vor." So weit ſeine eigenen Worte.

In die letztere Zeit, welcher Heinrich in ſeiner Jugendgeſchichte erwähnt, fällt das für die Entwicklung ſeiner Sinnesart nicht unwichtige Ereigniß, daß er Mitglied des Zofinger-Vereines wurde, der damals gerade in voller Blüthe ſtand. Dieſer Verein iſt für die neuere Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft nicht ohne tiefeingreifende Folgen geblieben. Jeden Herbſt kamen in Zofingen die Studirenden von den Akademien der Schweiz zuſammen. Patriotiſche Reden und Geſänge, Bekanntſchaften mit Jünglingen aus den verſchiedenſten Gauen, erweckten in den jugendlichen Gemüthern die erſte Ahnung des Schweizerthums, die erſte heilige Begeiſterung für Freiheit. Das Vaterland ward da ihre erſte Liebe. Ein Gedanke flammte in allen Herzen, ein Gelübde durchdrang jede Seele: dieſem Vaterlande Jugendkraft und Studium, alles Streben und Leben der Zukunft zu weihen. Und je ſtärker zu jener Zeit der durch den Vaterlandsverrath des Jahres 1814 neu hervorgetretene Geiſt der Ariſtokratie die Kantone trennte und jedes Aufſtreben der Freiheit zu unterdrücken ſuchte, deſto inniger ſchworen die Herzen der Jugend zu einem neuen Bunde der Freiheit und Einigkeit, zu einem neuen Grütlibunde zuſammen, der des Vaterlandes einſtige Wiedergeburt verhieß. Mochten auch ſpäter in manchem jener Jünglinge die begeiſterten Wünſche wieder erlöſchen oder ſich durch Verhältniſſe anders geſtalten, ſo blieben doch die Tage von Zofingen für Viele Geburtstage ihres patriotiſchen Lebens, welche den Jünglingen die Bahn eines höhern Strebens eröffneten, die hernach von den Männern kühn betreten

wurde. Daß dieſes auch bei unſerm Hug der Fall geweſen ſei, beweiſen viele ſeiner ſpäteren Aeuſſerungen in Briefen und im Geſpräche mit Freunden, und ſein republikaniſcher Sinn, den er durch ſein ganzes Leben hindurch bis in den Tod im Herzen trug.

Nachdem ſich Heinrich auf der Akademie in Zürich gründlich vorbereitet hatte, verließ er in ſeinem 21ſten Jahre die Heimath, um ſich auf die Hochſchule in Berlin zu begeben, wozu ihm ſein Vater auf dringende Bitte hin die Erlaubniß ertheilt hatte. Voll freudigen Muthes, die Welt zu ſehen und in der Fremde ſich reiche Schätze des Wiſſens zu ſammeln, nahm er von Vater und Geſchwiſtern Abſchied. Er reiſete über Leipzig nach Berlin, wo er im April 1824 anlangte. Alles war ihm hier neu nnd anziehend. Die Pracht der Königsſtadt mit ihren Paläſten, mit dem verſchwenderiſchen Aufwande in Theatern und bei Feſten, die Straßen mit dem Treiben einer bunten Menſchenmaſſe, und die für einen Schweizer ungewohnte Art des Lebens überraſchte und feſſelte ihn Anfangs. Aber nur wenige Wochen vergingen, als er beim Anblicke der unfruchtbaren Sandebenen um Berlin, die von keinen Bergen im Hintergrunde begränzt, und nur von einzelnen Windmühlen ſchwach belebt werden, die heimathliche Landſchaft am Zürichſee, unb bald auch, als er mit den Bewohnern der Stadt näher vertraut wurde, die biedere Einfachheit der Schweizer ſchmerzlich zu vermiſſen begann. Ein leiſes Heimweh nach dem Vaterlande geht durch alle ſeine Briefe, die er von hier aus häufig an ſeinen Vater ſchrieb. Je mehr er aber fühlte, daß ſeine äußerlichen Umgebungen nicht im Stande ſeien, ihm die Heimath zu erſetzen, deſto eifriger benutzte er dafür zu ſeiner innern Ausbildung die Mittel der Wiſſenſchaft und Kunſt, welche Berlin in ſo reichem Maße darbietet. „Ich einmal,“ ſchreibt er an ſeinen Vater, „habe mir vorgenommen, in Berlin ganz ausſchließlich meinem Studium zu leben. Kann ich mir einſt das freudige Zeugniß geben, meine Zeit wohl angewendet zu haben, und wieder um etwas reicher geworden zu ſeyn an Kenntniſſen und Adel des Herzens, dann habe ich Erfolg genug, dann ſchläft ſich wohl in dem Gedanken: Mit Gottes Beiſtand kannſt du einſt vergelten, was dein Vater an dir gethan hat. O der Zeit, da ich ſo ausgerüſtet in deiner Nähe meinen Dank werkthätig dir beweiſen kann, durch edles Wirken für des Vaterlandes Wohl, durch Beförderung des Guten, in welchem Wirkungskreiſe es auch ſein mag!“ — Unter den Profeſſoren der Univerſität war es beſonders Savigny, der

den jungen Studirenden theils durch die Berühmtheit ſeines Namens, theils durch die Gediegenheit ſeiner Vorträge anzog. Savigny wird unter den Rechtsgelehrten als der Verkämpfer der hiſtoriſchen Schule angeſehen, welcher letztern Streben dahin geht, die Grundſätze der Rechtswiſſenſchaft auf das Altherkömmliche, namentlich auf die Ausſprüche des römiſchen Rechtes, zu beziehen. Außer den Vorleſungen Savigny's beſuchte Hug die der Profeſſoren Heinrich Ritter, und K. Ritter, des berühmten Erdkundigen, Bethmann und Anderer. Seine übrige Zeit benutzte er zu Privatarbeiten, und die Erholungsſtunden der Sonntage zu Spaziergängen nach Charlottenburg, dem königl. Luſtſchloſſe, oder nach Potsdam, wo er ſich in den Schattengängen von Sanssoucis Friedrichs des Großen Leben und Thaten vergegenwärtigte. Im Herbſte 1824 entſchloß er ſich mit einigen Freunden aus der Schweiz zu einem größern Ausfluge nach der Inſel Rügen, die ihm ſchon auf der Schule durch das Leſen des Tacitus lieb geworden war. Die Reiſenden beſuchten alle jene Stellen, welche durch die Erinnerungen an eine große Vorzeit geheiliget ſind, vor Allem in der Mitte eines dunklen Eichenwaldes den See der altnordiſchen Göttinn Herta, und die Hünengräber. Bewundernd erblickten ſie dann auf Arkona die aus dem Meere wie koloſſale Geiſtergeſtalten aufſteigenden Kreidefelſen, und auf Stubenkammer entzückte ſie zum erſten Male der Anblick des endloſen, von der Morgenſonne beleuchteten Meeres.

Nach dieſer Erholungsreiſe in den Herbſtferien wurde der Winter wieder ganz dem eifrigen Studium gewidmet, das nur ſelten durch die Genüſſe der Kunſt oder des freundſchaftlichen Umganges unterbrochen wurde. In dieſe Zeit fällt die erſte Bekanntſchaft Hug's mit Emil Frey von Baſel, welcher als Student von Göttingen zum Beſuche nach Berlin kam. Wie es unter den Schweizern im Auslande üblich iſt, bewillkommte man ſich als Landsleute mit gaſtfreundlicher Herzlichkeit. Hug begleitete ſeinen neuen Bekannten zu allen Sehenswürdigkeiten Berlins, und als jener wieder die Rückreiſe antrat, hatte ſich zwiſchen beider Herzen eine Freundſchaft geknüpft, die nach dem Univerſitätsleben im Vaterlande wieder erneuert, in ſeltener Hingebung und Treue fortdauerte.

Nach einem einjährigen Aufenthalte in Berlin erhielt Hug die väterliche Erlaubniß, ſeine Studien in Göttingen fortzuſetzen. Am 28. März 1825 reiſete er von Berlin ab, und verlebte einige glückliche Tage in Magdeburg in der Familie ſeines Univerſitäts-

freundes Stumpe. Dann durchzog er zu Fuß das Harzgebirge. Das Ilſenburger Thal ſprach ihn durch ſeine ſchweizerthümliche Lieblichkeit an. Er träumte, in der geliebten Heimath zu ſein, und ſtärker regte ſich wieder in der Bruſt die Sehnſucht nach dem Lande ſeiner Jugend. In dieſer Stimmung betrat er die altberühmte Muſenſtadt Göttingen, wo ihn bald ein Kreis neuer Bekannten und das fröhliche Univerſitätsleben wieder erheiterte. In Berlin bemerkt man von dem Treiben der Studenten weniger, weil ſich dieſe in einer ſo volksreichen Stadt unter der Menge Anderer nicht auszeichnen können oder dürfen. In einer kleinern Univerſitätsſtadt dagegen, wie Göttingen, ſpielen die Studenten die Hauptrolle. Hug betrachtete dieſes Treiben einige Zeit, ſo lange es ihm noch neu war, mit Intereſſe. Nicht lange aber nach ſeiner Ankunft in Göttingen ſpricht er in den Briefen an ſeinen Vater ernſtes Mißfallen darüber aus. Es kam dem unverdorbenen Schweizerſinne im hohen Grade empörend vor, daß viele Söhne, mit dem Sparpfennig der Aeltern in der Taſche, hierher kamen, um ihre goldenen Jugendjahre auf die nichtswürdigſte Weiſe mit Spielen, Bierſaufen, rohen Balgereien, Reiten, Gelagen und dergleichen zu verbrauſen, und Alles eher zu treiben, als das, was ſie eigentlich ſollten, nämlich ſtudiren. „Wie müſſen bei ſolcher Rückkehr einſt," heißt es in einem ſeiner Briefe, „die getäuſchten Aeltern über ihre verlorenen Hoffnungen jammern! Welche Sünde wider das Vaterland! und wie wird ſie einſt ihr eigenes Gewiſſen anklagen!" Mit neuer Wärme und der ihm eigenen Beharrlichkeit lebte Hug auch hier wieder ſeinen Studien, und ſtieg raſtlos hinan die Höhen der Wiſſenſchaft, zu welchen ihm in den Vorleſungen Eichhorns, Göſchen's und Bergmann's der Weg gebahnt wurde. In Eichhorn beſonders fand er einen äußerſt gelehrten Mann, der, wenn auch an eleganter und beredter Darſtellungsgabe dem Berliner Savigny bedeutend nachſtehend, doch in Hinſicht der Beſcheidenheit, der Gewiſſenhaftigkeit, und wohl auch an Vielſeitigkeit der Kenntniß, ihm den Vorzug vor jenem zu verdienen ſchien. Er lernte dieſen Mann ſchätzen und lieben, und hatte ihm auch in Bezug auf die Ausbildung ſeines Innern Vieles zu danken.

In dem Studienleben Hug's war das Ausgezeichnete, daß er Alles, was er ſich erwarb, nicht bloß für das eigene Intereſſe zu erwerben trachten, ſondern um es dereinſt in ſeinem Vaterlande gemeinnützlich anwenden zu können. Seinem Vaterlande

war er, wenn auch ferne von demſelben, mit voller Seele zugethan. Folgende Stelle aus einem ſeiner Briefe von Göttingen iſt bezeichnend: „Wer es wahrhaft wohl mit dem Vaterlande meint, dem iſt der üble Zuſtand dieſes oder jenes Theiles der Verwaltung nicht ein Grund der Abneigung, ſondern ein mächtiger Antrieb zum Nachhelfen und Ausbeſſern. Er wird nicht ſeine Talente dem Vaterlande aus Trägheit entziehen; nein Hand an's Werk legen und bedächtlich, aber deſto ſicherer und heilſamer das Beſſere anzubringen ſuchen, wo es paßt; „Ich wenigſtens denke mir ſchon zum Voraus mein künftiges bürgerliches Treiben. Ich habe einen Stand erwählt, der einem Lande zum Fluche oder zum Segen werden kann, je nach der Individualität derer, die ſich ihm widmen. Ich für meine Perſon möchte für's Vaterland leben und ſterben! (ich weiß, was ich ſage, ich fühle die Wichtigkeit dieſer Worte). Zunächſt in meinem Berufe will ich daher, ſo viel in meinen Kräften ſteht, ſtets der Wahrheit Zeugniß geben und den Leidenden helfen“ u. ſ. w.

Nachdem Hug auch in Göttingen ein Jahr verlebt hatte, war der Wunſch ſeines Vaters, daß er nach Heidelberg gehen möchte, um ſich daſelbſt den Grad eines Doktors beider Rechte zu erwerben. Der April 1826 ſchied daher Hug von ſeinen Freunden und reiſete größtentheils zu Fuß über Kaſſel und Elberfeld, der berühmten und prächtigen Handelsſtadt, und Köln, wo er den alten, herrlichen Dom bewunderte; dann über Bonn, der Univerſität in reizender Umgebung, nach Coblenz. Von Ehrenbreitenſtein, der neuerbauten Feſtung, die in wenigen Jahren darauf das Gefängniß edler Neuenburger werden ſollte, die für Schweizerthum vergeblich rangen, ſah er über dem Zuſammenfluß der zwei großen Ströme die Sonne untergehen. Von Koblenz hinweg reiſete er durch die ſchönen Rheingegenden aufwärts; in Frankfurt verweilte er wenige Tage und gelangte dann glücklich nach Heidelberg, dem Orte ſeiner Beſtimmung.

Hier, ſchon näher der geliebten Heimath, verlebte Hug ſein drittes Studienjahr. Es war ihm beſonders darum zu thun, die von den Rechtsgelehrten ſogenannte philoſophiſche Schule aus dem Munde ihrer Meiſter Mittermeyer und Thibaut kennen zu lernen. Er fühlte ſich mehr angezogen durch die hier ausgeſprochenen Grundſätze der Rechtswiſſenſchaft, die nicht ſowohl in dem alten römiſchen Rechte als in einer philoſophiſchen Entwicklung des jedem Menſchen inwohnenden Rechtsgefühls ihre Begründung fin-

den, und daher der freiſinnigen Richtung ſeines Charakters mehr entſprachen.

Neben dem Beſuche der Collegien jener Profeſſoren begann er nun auch zum Behufe ſeines bevorſtehenden Examens eine Abhandlung „über den deutſchen und ſchweizeriſchen Rechtszuſtand“ auszuarbeiten.

Seine Anſichten über eine ſolche Arbeit und über ſeine Beſtrebungen überhaupt entwickelte er in einigen Briefen an ſeinen Vater, welche dieſer in Auszügen dem allverehrten Staatsrath Uſteri, der immer ſo liebreich jedes aufkeimende Talent unterſtützte, zur Beurtheilung vorlegte. Uſteris Antwort an den Vater war: „Mit Vergnügen habe ich dieſe Briefauszüge geleſen. Ihr Inhalt verſpricht uns viel Gutes und Ihnen beſonders viel Vaterfreuden.“

Den ganzen Winter hindurch bereitete ſich der junge Hug eifrig zu ſeinem Examen vor, ohne großen Theil an den Freuden des Univerſitätslebens zu nehmen. Von Heidelberg aus ſpricht er in einem ſeiner Briefe tiefen Abſcheu gegen die Sittenloſigkeit vieler Studirenden aus, und bedauert beſonders, daß auch mehrere ſeiner Landsleute Theil daran nahmen. „Es ſcheinen Menſchen zu ſein,“ ſchreibt er, „die von Vaterlandsliebe nichts wiſſen, denn Sittlichkeit iſt ja für einen Republikaner die erſte und unerläßlichſte Bedingung.“

Im Merz 1827 beſtand er glücklich vor der juridiſchen Fakultät die übliche, einer Promotion vorangehende Prüfung und wurde ſodann post examen præclara cum laude superatum*) zum Doktor beider Rechte creirt.

Nachdem er ſo zur Freude ſeines alten Vaters durch Fleiß und Beharrlichkeit dieſe academiſche Würde errungen, ſchied er von Heidelberg und eilte ſeiner langentbehrten Heimath zu.

Den 25. April 1827 betrat er nach einer dreijährigen Abweſenheit den Schweizerboden, und wenige Tage darauf lag er in den Armen ſeiner Familie.

Der Schweizer lernt oft erſt im Auslande das Vaterland richtig beurtheilen, indem er unter andern als den von Jugend an gewohnten Verhältniſſen die Vorzüge ſeiner Heimath inniger

*) Nach einem mit ausgezeichnetem Lobe überſtandenen Examen.

liebgewinnt, und ihre Mängel deutlicher erkennt. Unſer Hug kehrte mit derſelben glühenden Begeiſterung für Freiheit in die Heimath, welche die Tage von Zofingen in ihm erweckt hatten, aber er urtheilte ſchon über Manches anders, als damals, da er noch Alles im roſigen Lichte einer jugendlichen Einbildungskraft erblickt hatte. Er fand nicht die freie, einige Schweiz, die ſo Mancher in patriotiſcher Begeiſterung pries, und die mehr in den Geſängen der frohen Schweizerjugend als in der Wirklichkeit vorhanden war. Während man von einem Vaterlande redete, hatte man zwei und zwanzig Vaterländchen, die ſich gegenſeitig argwöhniſch von einander abſonderten, daß es oft ſchien, als ob der Markſtein auf beider Gränzen zwei einander ganz fremde Länder ſcheide. Man ſprach von einer oberſten Bundesbehörde, während ſich doch die Tagſatzungen Jahre lang zu keinem Beſchluſſe verbinden konnten, als wenn ein ſolcher wider die Volksfreiheit gefaßt werden ſollte. Man redete von Gleichheit der Rechte Aller, und doch hatten ſich die ummauerten Städte alle Rechte der Souverainität anzueignen gewußt, um mit der Zeit wieder als Gebieter über die unterthänigen Landſchaften herrſchen zu können, wie vor 1798. Auch hörte man viel von Volksaufklärung reden, und doch unterhielten die Regierungen abſichtlich die Schulen des Landes in ſchlechtem Stande, feſſelten ſelbſt in den reichſten und gebildetſten Kantonen wie Bern, Zürich, Aargau, die freie Preſſe in die Bande der Cenſur, und verſchloſſen lichtſcheu die Rathſäle der großen Räthe und der Tagſatzung. Alles das war der Fluch des Vaterlandsverrathes im Jahre 1814, als von einer im Finſtern wirkenden Parthei die Schweiz dem Intereſſe des öſtreichiſchen Kabinetes verkauft wurde.

Das Herz des in das Vaterland heimgekehrten jungen Schweizers blutete, als er alle dieſe Mängel der eidgenöſſiſchen Staatseinrichtungen durchſchaut hatte; aber wie er ſelbſt in einem Briefe an ſeinen Vater ſagt, dieſer Zuſtand machte ihn nicht muthlos, ſondern war ihm ein Sporn, mitzuhelfen und mitzuwirken, daß es beſſer würde. — Ein durchgehender Zug in dem Charakter des jungen Hugs, der ſich je länger je mehr entwickelte, war eine große Feſtigkeit und Beharrlichkeit in ſeinen einmal angenommenen Grundſätzen. Dieſe Beharrlichkeit wäre ihm, zumal da ſie auf ächt religiöſem Sinne und auf reiner Vaterlandsliebe beruhte, in ſeinem Wirkungskreiſe ſicher zum ſegnenden Genius geworden, wenn ſie nicht zuweilen in eine ge-

wiſſe Schroffheit übergegangen wäre, mit der er nicht ſelten gegen Andere verſtieß. Beſonders geſchah dieſes, wenn ſeine Empfindlichkeit, die ihren Grund in einem ſchwächlichen Körperbau fand, durch Widerſpruch gekränkt wurde. Ueberhaupt war Hug kein Weltmann. Er wußte ſich nicht in die Verhältniſſe und die einmal angenommenen Sitten der Geſellſchaft zu fügen, und machte ſich Manchen durch ſeine Freimüthigkeit zum Feinde. Dieſe Eigenheit ſeines Charakters, ſo wie hinzutretende äuſſerliche Verhältniſſe, waren der Grund, daß ſein Aufenthalt im Kanton Zürich eine lange Kette des Mißgeſchickes wurde.

Um ſeine Stellung zu fixieren, bewarb ſich Hug um die Würde eines Kantonsprokurators im Kanton Zürich, welche er nach abgelegtem Examen den 21. Merz 1828 erhielt. Seine dießfällige Abhandlung (Gutachten über einen Kaufſtreit u. ſ. w.) iſt im Drucke erſchienen.

Ein Jahr lang beſuchte er ſodann als Auditor das Amtsgericht Zürich. Da er ſich jedoch noch beſſer mit dem Zürcheriſchen Privatrechte bekannt zu machen, und hauptſächlich auch ſeinen Advokatenberuf practiſch auszuüben wünſchte, was für ihn in der Stadt mit Schwierigkeiten verbunden war, begab er ſich auf den Wunſch ſeines Vaters nach Greiffenſee, zwei Stunden von Zürich, zu einem Verwandten, welcher dort Amtſchreiber war. In deſſen Kanzlei arbeitete und begann er zugleich als Advokat vor den Tribunalen der Landſchaft aufzutreten. Es wird ihm allgemein das Zeugniß gegeben, daß er ſeine Geſchäfte mit ſeltener Gewiſſenhaftigkeit und Rechtlichkeit verrichtete, und mit unverdroſſenem Eifer für das Beſte ſeiner Clienten ſorgte. Oefters führten ihn ſeine Geſchäfte während dieſer Zeit in die Stadt, wo er ſich zuweilen Tage lang bei ſeiner Familie und ſeinen Freunden, an denen er mit großer Treue hing, aushielt. Bald zog ihn aber nicht mehr bloß ſeine Berufspflicht zum öfteren Beſuche in die Stadt, ſondern ein Verhältniß, das jeden Andern in den Blüthetagen des Lebens zum Seligen auf Erden gemacht hätte, ihm aber, dem edlen Dulder, zum Wermuthstropfen in den vollen Leidenskelch werden ſollte.

Er machte die Bekanntſchaft einer liebenswürdigen Zürcherinn, zu welcher er bald eine innige Zuneigung fühlte. So wie Alles, das ihn in ſeinem Leben berührte, erfaßte er auch dieſe, ſeine erſte und letzte Liebe, mit leidenſchaftlicher Stärke. In einem rührenden Briefe, worin er ſich ſelbſt und ſeine Verhältniſſe in ſchöner Freimüthigkeit entſchleiert, geſteht er ihr ſeine

Neigung und bittet um Gegenliebe. Sie wird ihm gewährt, und die Aeltern ſegnen den Herzensbund ihrer Kinder. An eine Verheirathung war jedoch vor der Hand nicht zu denken, weil ſie Heinrich's Verhältniſſe noch immer nicht geſtatteten. Er ſelbſt ſagte in ſeinem oben erwähnten Briefe, der ihm zur hohen Ehre gereicht: „ich halte dafür, daß kein Mann von einigem Ehrgefühl eine Ehe einzugehen ſucht, unbekümmert, ob er als Haupt der Familie dieſelbe aus eigenen Kräften zu erhalten im Stande ſei.“ Aber dieſe Wartzeit däuchte dem lebensmuthigen, jungen Manne nichts weniger als läſtig zu ſein. Seiner Braut weihte er hohe Liebe, aber noch höher galt ihm ſein Vaterland. Noch hatte er dieſem zu wenig geleiſtet, und er fühlte, was er demſelben ſchuldig ſei, ehe er mit edlem Stolze auf ſein Wirken vor ſeine Braut hintreten und ihr würdig die Hand zum Ehebunde bieten könne. An dieſe Zeit ſchöner Hoffnung gedachte er öfter in ſpätern Jahren, aber nie, ohne daß bei ſolchen Erinnerungen ein bitterer Schmerz durch ſeine Seele drang.

Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Greiffenſee kehrte er nach Zürich zurück, theils um mehr in der Nähe ſeiner Geliebten zu wohnen, theils weil er in der letzten Zeit in Greifſenſee Unannehmlichkeiten in ſeiner Geſchäftsverbindung erfahren hatte, die er ſich vielleicht ſelbſt durch die Unbeugſamkeit ſeines Charaeters zugezogen haben mochte. In Zürich hoffte Hug nun um ſo eher eine Anſtellung zu erlangen, da er ſich während ſeiner zwei Jahre nicht nur die nöthige Gewandtheit in der Ausübung ſeines Advokatenberufes erworben, ſondern auch durch eiſernen Fleiß ſeine Rechtskenntniſſe beträchtlich bereichert hatte. Gewiß wäre es ihm auch gelungen, wenn er beſſer verſtanden hätte, ſich in die Menſchen zu fügen, oder denen, welche ihm zur Beförderung hätten verhelfen können, ſich gefälliger zu erweiſen. Aber das verſtand er nicht und wollte es nicht verſtehen, weil er zu ſtolz dazu war. Er glaubte ſich durch innern Werth, nicht durch Schein und Kriechereien, geltend machen zu müſſen. Durch ſeine Offenherzigkeit und Rückſichtsloſigkeit aber zog er ſich die Ungunſt Vieler zu. Unverdiente Befeindungen traten ihm überall in den Weg, wenn er ſich um Anſtellungen bewarb. Mit dem reinſten Willen, Gutes zu wirken, ſah er ſich vielfach verkannt und zurückgeſtoſſen, und ſeine Hoffnungen wurden je länger, deſto ungewiſſer. Das kränkte ihn tief, aber ſein Muth wurde nicht darniedergebeugt.

Im Sommer 1830 endlich ſchien dem lange Harrenden ein

Hoffnungsſtern aufzugehen. Er las in einer Zeitung die Auskündung eines vacant gewordenen Lehrſtuhles der juridiſchen Facultät an der Univerſität Baſel. Hellleuchtend fuhr ſogleich der Gedanke durch ſeine Seele, ſich zu dieſer Stelle zu melden. Längſt war es ſein Lieblingswunſch gewesen, in einen Wirkungskreis zu treten, in welchem er ſeine freiſinnigen Rechtsgrundſätze ausbreiten und ſo zur Umgeſtaltung der ſchweizeriſchen Rechtspflege, deren Mängel er immer deutlicher erkannte, beitragen könnte. So hoffte er ſeinem Vaterlande am nützlichſten zu werden. Da auch die Geliebte ſeinem Entſchluſſe beiſtimmte, traf er ſogleich Anſtalten zur Meldung. Er ſchrieb einen Brief an den Freund, mit welchem er auf der Univerſität Berlin einen Herzensbund geſchloſſen hatte, an Emil Frey, von dem er wußte, daß er in Baſel Privatdocent ſei. Aber da die Antwort ſeiner Ungeduld zu lange ausblieb, reiſete er ſelbſt nach Baſel, um ſeine Meldung zu dem vacanten Rechtscatheder auszuführen.

Am 3. Auguſt 1830 kam er in Baſel an, und fand dieſe Stadt in großer Bewegung. Die erſten Nachrichten von der Pariſer Wunderwoche waren angekommen, und erfüllten alle Herzen mit freudigem Erſtaunen. Noch während ſeines Aufenthaltes fuhr die franzöſiſche Diligence mit der Tricolorfahne geſchmückt in Baſel ein. Alt und Jung begrüßten das Zeichen der jungen Freiheit mit Jubel. Auch in unſerem Hug loderte heller die Freiheitsbegeiſterung auf. Der Tag der Erlöſung von dem Fluche des Jahres 1814 ſchien ihm für Europa, und auch für die Schweiz angebrochen. In unausſprechlichem Entzücken und heiligem Freiheitsmuth kehrte er in ſeine Vaterſtadt heim. In Zürich angekommen, fand er einen Brief ſeines Freundes Emil Frey, welchen er in Baſel nicht getroffen hatte, worin ihm derſelbe ſchrieb, daß er ſich zu derſelben Stelle an der Univerſität, an der er ſchon vier Jahre lang als Privatdocent gearbeitet, gemeldet habe. Zugleich zeigte er ihm an, daß wenige Hoffnung, da ſei, daß beider Wunſch in Erfüllung gehen würde, weil ſich ein anderer Basler von ausgebreiteten Verbindungen um dieſelbe Stelle bewerbe. Nichts deſto weniger arbeitete Hug eine Diſſertation aus, und ſandte dieſelbe ab, trat aber nachher, als er immer mehr einſah, daß er neben jenem Nebenbuhler zurückſtehen würde, freiwillig von ſeiner Meldung zurück.

Der Donner der Juliuswoche hatte indeß in vielfachem Echo die Thäler der Schweiz durchhallt. Der Ruf zur Völker-Freiheit traf hier ein längſtvorbereitetes Geſchlecht. Denn in

den vorhergehenden Jahren hatte ſchon in den Rathſälen und öffentlich in Zeitungsblättern der Kampf wider Ariſtokratie in Kirche und Staat begonnen. Vorzüglich hatten es ſich die Appenzellerzeitung, ſowie der Schweizerbote und der Schweizeriſche Beobachter zur Aufgabe gemacht, gleich Winkelried die eherne Mauer der Vorrechte und Vorurtheile der Zeit zu durchbrechen. In Teſſin und Luzern hatte man bereits Hand an Verbeſſerungen in der Staatseinrichtung gelegt. Aber die Julistage weckten nun wie durch einen Zauberſchlag die allgemeine Theilnahme, und wo vorher nur einzelne kühne Vorkämpfer geſtritten hatten, ſtand nun bald das ganze Volk zum Kampfe für Recht und Freiheit in den Reihen da. Noch im Spätherbſte des Jahres 1830 hielt das Zürcheriſche Volk ſeinen großen Tag von Uſter. Auch Hug nahm begeiſterten Antheil daran. Hier wurden ja alle jene Grundſätze der Volksſouverainität und Rechtsgleichheit, die er ſchon lange im Geheimen ſeines Herzens getragen, laut und öffentlich verkündiget im Angeſicht des ganzen Schweizerlandes. Der Tag von Uſter war entſcheidend für die Eidgenoſſenſchaft, und entſcheidend auch für das Schickſal des jungen Hug. Denn in der Stadt Zürich, ſeiner Vaterſtadt, regte ſich von nun an ein ganz anderer Geiſt, als auf den freien Hügeln am Zürichſee. Die ummauerten Städte, eingedenk der alten Vorrechte, in die ſie das Jahr 1814 wieder eingeſetzt, beobachtete die Bewegungen jener Tage anfänglich mit dem Zorne des verletzten Hoheitsgefühles, und dann, als der begeiſterte Volkswille ſiegte, mit immer mehr ſteigender Wuth gegen alle Neuerungen, denen ſie nur ohnmächtigen Widerſtand entgegenſetzen konnten. So ſchwoll auch in Zürich von Tag zu Tag der Haß gegen die aufgewachte Freiheitsbegeiſterung des Landvolks und gegen die Freiſinnigen in der Stadt ſelbſt. Finſterer Partheieifer grollte in den Gemüthern. Manche alte Freundſchaft wurde gebrochen, manches heilige Band zerriſſen. In ſolchen Zeiten der Erregung werden vieler Menſchen Herzen offenbar, weil in der Leidenſchaft die angenommene Maske der Convenienz abfällt. Auch das Meer, wenn es im Sturme wild aufwallet, läßt das Auge hinab blicken in ſeine ſonſt nie geſchauten Gründe.

Unſeren Hug, welcher ſich mit der ganzen Innigkeit ſeines Gemüthes den Ideen der Zeit hingegeben hatte, traf dieſer Partheihaß in ſeiner ganzen Schwere. Es fehlte nicht an gehäſſigen Umtrieben aller Art, ihn zu kränken und bei Andern

zu verdächtigen. Wohl mochte der oft Beleidigte bei ſolchen Anfeindungen zu bitter wider ſeine Gegner aufgetreten ſein, ſo daß ihm ſein Vater warnend zurief: „Lerne dich ſelbſt beherrſchen; das iſt der größte Sieg, den du gewinnen kannſt.“ Aber die Wahrheit und Heiligkeit der Grundſätze, für die er kämpfte, erfüllte zu ſehr ſein Gemüth, als daß er auch nur einen Finger breit von der einmal betretenen Bahn zurückgetreten wäre. Wohl ſchmerzte es ihn, ſich überall offen zurückgeſtoßen zu ſehen, aber ſeine Feinde hatten ihm heimlich einen noch viel tiefer ſchneidenden Schmerz bereitet. Seit einiger Zeit nämlich wurde ſelbſt ſeine Braut, die der Abgott ſeiner Seele war, kälter gegen ihn. Leicht konnte er erfahren, worin der Grund dieſes Betragens lag. Man hatte ihn nämlich abſichtlich bei den Aetern derſelben wegen ſeiner politiſchen Geſinnungen verdächtigt. Der Partheigeiſt hatte denſelben in die Ohren geflüſtert: Hug, ein Revolutionair, ein Gegner ſeiner eigenen Vaterſtadt, würde ein Schandfleck der Familie werden. Die Aeltern ließen ſich wider ihn ſtimmen, und die Tochter hieng an den Aeltern mit kindlicher Seele. Hug aber, der Reinheit ſeiner Grundſätze bewußt, hoffte ohne allen Argwohn, daß ſich dieſe Mißverſtändniſſe bald löſen würden. Er täuſchte ſich. Eines Abends, (im November 1831), da er wie gewöhnlich ſeine Braut beſuchte, erſchien unerwartet die Stunde des ſchrecklichen Entſcheides. Mit Thränen und Bitten ſuchte die Geliebte ſeinen Sinn umzuwenden, ihn zu bereden, daß er der liberalen Parthei, zu der er gehörte, entſage. Aber er blieb ſtandhaft und ſuchte das bange Mädchen zu beruhigen. Endlich kam es zum Aeuſſerſten. Da Thränen und Bitten an ihm Nichts vermochten, kündete ſie ihm, wenn er nicht ſeinen Sinn ändere, Treue und Liebe für immer auf. — Hugs Bruſt empörte ſich in ungeheuerm Schmerze. Er ſah ſich eine ſchreckliche Entſcheidung geöffnet zwiſchen der Braut, die er unausſprechlich geliebt, und ſeinen Grundſätzen für Freiheit im Vaterlande, welchen er ſein Leben geweiht hatte. Wählte er die eine, mußte er ſich von den andern losſagen. Dieſer Kampf in der Bruſt erſchütterte ſeine ganze Seele. Aber die Liebe zum Vaterland überwog. Er reichte der Braut die Hand zum Abſchiede und verließ ihr Haus für immer. Sein Herz war gebrochen.

Von nun an lebte der Tiefgebeugte faſt muthlos einer ſchwarzen Zukunft entgegen. Alle die Wünſche ſeiner Sehnſucht waren zerriſſen, die Träume ſeiner Jugend zerſtört. — Um

dieſe Zeit erfuhr er auch noch den Schmerz, in ſeiner Meldung um die Verhörrichterſtelle im Kanton Zürich, die er bisher proviſoriſch neben ſeinen Geſchäften als Anwalt verſehen hatte, zurückgeſetzt zu werden. Von 158 Stimmenden im großen Rathe erhielt er 76 Stimmen, ſein Mitbewerber 82 St.

Die Wellen alles Mißgeſchickes ſchienen über den Armen zuſammenſchlagen zu wollen. Auch ſeine Familie traf jene unheilsvolle Nachricht ſchwer. Sein ehrw. Vater, damals wie jetzt noch Pfarrer in Wezikon, an den er ſich mit den Klagen des bitterſten Unmuthes wandte, ſchrieb ihm zurück: „Ich ſoll dir Troſt geben, und bedarf ſelbſt ſo ſehr getröſtet zu werden. — Sohn, ſchicke dich in den Willen des Herrn! Sohn, frage dich, ob du nicht allmählig durch die allzuheftigen Aeuſſerungen deiner Meinung ſelbſt dieſes Schickſal dir bereitet habeſt? Sohn, ſuche die Urſache des Mißgeſchickes eben ſo ſtreng und unpartheiiſch in dir ſelbſt, als auſſer dir. Doch, denen die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen; — das ſei dein Glaube, dein Troſt!" —

Eine wohlthätige Zerſtreuung in ſeinem Schmerze gegewährte ihm gegen das Ende des Monats November die an ihn ergangene Aufforderung, als Unterlieutenant mit dem Bataillon Landolt in den Kanton Baſel zu ziehen, welches zur Ablöſung anderer eidsgenöſſiſcher Truppen dahin beordert war. Denn während zu jener Zeit aus den Partheikämpfen der Jahre 1830 und 31 in der Mehrzahl der andern Kantone ſchon eine freiſinnigere Umgeſtaltung der Staatsverfaſſungen ſiegreich hervorgegangen war, hatte ſich im Kanton Baſel noch keine feſte öffentliche Ordnung gebildet. Beide Partheien ſtanden noch in unentſchiedenem Streite einander gegenüber, und nur durch die Anweſenheit der eidg. Truppen an thätlichen Feindſeligkeiten gehindert.

Werfen wir einen kurzen Ueberblick auf die Ereigniſſe, die ſich in dieſem Kantone zutrugen, ehe Hug deren Augenzeuge wurde.

Die Aufregung, welche in den letzten Monaten des Jahres 1830 die Bevölkerung der meiſten andern Gaue ergriffen hatte, verbreitete ſich auch über die Bewohner derjenigen Jura-Thäler, welche nördlich gegen den Rhein ſich ausmünden, und zu der Römer Zeiten Rauracien genannt wurden, heutiges Tages den Kanton Baſel bilden. Die Stadt, welche vor der Revolution von

1798 alle Herrſchaftsrechte über die unterhänige Landſchaft ausgeübt hatte, wußte ſeit dem Jahre 1814 dieſelben wieder nach und nach immer weiter auszudehnen. Dieſe Stadtherrſchaft gründete ſich aber nicht allein auf die Vierzehnerverfaſſung, ſondern eben ſo ſehr auch auf den überwiegenden Geldreichthum der Stadt, auf den Einfluß der ſtädtiſchen Beamten, weltlichen und geiſtlichen Standes, die in den Landbezirken aufgeſtellt waren, und auf die Bandweberei, welche den größten Theil der Landſchaft von der Stadt abhängig machte. Kein Wunder daher, daß die Regierung derſelben nach Willkür über die abhängige Landſchaft herrſchte, wodurch die Rechte ihrer Gemeinden vielfach gekränkt wurden. Es war nicht ein müßiger Revolutionsſchwindel, hervorgerufen durch die Ereigniſſe der Zeit, ſondern ein in der verletzten Gleichheitsurkunde, welche die Stadt der Landſchaft im Jahre 1798 ausgeſtellt hatte, und in dem Menſchenrechte, für das eine Stimme in der Bruſt des Bauern ſo gut, wie in der des Städters ſpricht, tief liegender Grund, welcher im Canton Baſel den Wunſch nach Umgeſtaltung rege machte. In einer Verſammlung im Bubendörfer Bade, den 18. October 1830, wurde eine Bittſchrift um Aenderung der Verfaſſung, um Gleichſtellung der Rechte zwiſchen Stadt und Landſchaft beſchloſſen, und dem großen Rath eingereicht. Da dieſer, in der Mehrzahl aus Städtern beſtehend, ſcheinbar um den Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen, eine Veränderung der Verfaſſung von ſich aus beſchloß, traten zu wiederholten Malen in Mönchenſtein, in Muttenz und Lieſtal Volksverſammlungen zuſammen, welche dringend dieſe Verbeſſerung der Verfaſſung nicht durch den großen Rath, ſondern nach dem Vorgange anderer Kantone durch einen eigenen Verfaſſungsrath verlangten. Die Regierung wies dieſes Begehren ſtolz zurück, und als ſie die Mißſtimmung des Landvolkes gewahrte, lies ſie Kanonen auf die Wälle führen, um dasſelbe zu ſchrecken. Aber es erſchrack nicht, ſondern da es erkannte, daß die ſonſt väterlich geheißene Regierung vom Volke abgefallen ſei, wählte es am 7. Jänner eine eigene proviſoriſche Regierung, und waffnete ſich zur Gegenwehr gegen die drohende Uebermacht Baſels. Die Jännertage des Jahres 1831 ſind mit Blut bezeichnet. Es überfielen die Söldnerſchaaren der Stadt unter ihrem Oberſt Wieland die Landſchaft, und zwangen dieſelbe zum Schweigen und zum Gehorſam. Die Wortführer des Landes, und beſonders die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung, mußten vor dem Schwerte der Ueberwinder

in andere Kantone oder in das benachbarte Frankreich hinüber flüchten. Die ganze Eidgenoſſenſchaft empörte ſich wider die Blutherrſchaft des ſonſt fromm geheißenen Baſels, und mit Mühe konnte ein bewaffneter Landſturm aus der Schweiz zur Befreiung des bezwungenen Landvolkes zurückgehalten werden. In der Landſchaft ſelbſt ſchien die Ruhe zurückgekehrt zu ſein, aber es war die Ruhe des verhaltenen Ingrimms. Unterdeſſen beeilte ſich die Regierung Baſels, die von ihrem großen Rathe entworfene Verfaſſung, in welcher das Vorrecht der Stadt wieder in dem Repräſentationsverhältniſſe und in dem trügeriſchen §. 45 geſichert war, dem Volke zur Annahme vorzulegen. Es wurde dieſelbe durch eine unfreie Abſtimmungsweiſe, indem ſie unter der Aufſicht ſtädtiſcher Angeſtellten und unter Drohungen gegen die Widerſträubenden vorgenommen wurde, zu Stande gebracht (jedoch nur ſcheinbar den 28. Hornung); denn obgleich die Regierung officiell die Annahme der Verfaſſung verkündigte, blieb die Wahrheit dieſer Behauptung noch immer zweifelhaft, zumahl wiederholter Aufforderungen ungeachtet die Stimmregiſter niemals veröffentlicht wurden. Jedoch unbekümmert um dieſen Vorwurf, legte Baſel ſeine blutbefleckte Verfaſſung der Tagſatzung zur Garantie vor, und die oberſte Bundesbehörde ertheilte dieſelbe voreilig. — Das ganze Beſtreben des Landvolkes ging nun allein darauf aus, bei dem neu erwählten großen Rathe eine Amneſtie für die noch immer unſtet außer Landes umher irrenden Mitglieder der aufgelöſten proviſoriſchen Regierung auszuwirken. Und wahrlich, wäre damals Amneſtie ertheilt worden, ſo wäre nach und nach wieder das alte friedliche Verhältniß eingetreten. Aber Baſel, in unedler Rache, blieb taub gegen alle Bitten, und als ſelbſt die großen Räthe der andern Kantone ihr Fürwort einlegten, wollte es dennoch jenen Flüchtlingen nur ſeinen Kerker, nicht aber die Rückkehr in die Heimath eröffnen (im Juni 1831). Das empörte von Neuem die Herzen aller Redlichen im Lande. Die fortgeſetzten Criminalunterſuchungen und Straffſentenzen pflanzten den Keim der Zwietracht fort. Die Gluth der Erbitterung gegen Baſel griff raſcher wieder um ſich, und wuchs um ſo mehr an Stärke, je mehr ſie vor dem argwöhniſchen Auge der ſtädtiſchen Angeſtellten verborgen werden mußte. Noch mehr trug zur Gährung der Gemüther bei, daß immer lauter in öffentlichen Blättern die Wahrheit der Annahme der Verfaſſung in Zweifel gezogen wurde. Die richterlichen und vollziehenden Bezirks- und Gemeindsbehörden, aus welchen man alle Freiſinnigen verdrängt und mit gefäl-

ligeren Männern erſetzt hatte, fühlten nunmehr ihren Einfluß und ihr Anſehen ſchwinden. An einer Muſterung bei Muttenz erhob ſich tumultuariſch die Miliz gegen verhaßte Basler Offiziere. Das Mißverhältniß zwiſchen Stadt und Landſchaft trat immer ſchroffer hervor, ſo daß ſchon von jetzt an der Wunſch nach Trennung beider Theile unter dem Volke laut zu werden begann. Gegen das Ende des Julius wurde der in Luzern verſammelten Tagſatzung eine von mehr als 3000 Landbürgern unterzeichnete Petition eingereicht, in welcher die Bitte um eidgenöſſiſche Intervention oder Unterſtützung des Trennungsbegehrens ausgeſprochen war. Aber die Tagſatzung, unkräftig in den Formen der Vierzehnerbundes-Verfaſſung ſich bewegend, konnte zu keinem entſcheidenden Entſchluſſe gelangen, und lies unthätig die am Herzen des Vaterlandes nagende Wunde immer weiter um ſich greifen. Da die Eidgenoſſenſchaft nicht helfen, den Bruderzwiſt nicht beilegen konnte, ſah das verzweifelnde Landvolk kein anderes Rettungsmittel mehr als die Selbſthülfe übrig. In den Gemeinden wurden wieder die Freiheitsbäume als Zeichen der Unabhängigkeitserklärung aufgerichtet. Die Baſel'ſchen Beamten entflohen erſchrocken in die Stadt. 35 Mitglieder des großen Rathes von der Landſchaft traten mit einander aus dieſer Behörde aus. Eine Commiſſion von Landbürgern übernahm wieder die Verwaltung der Geſchäfte, und alſo erwartete man den Entſcheid der oberſten Bundesbehörde, die zögernd ſich zu keiner Mehrheit von Stimmen vereinigen konnte. Aber die Stadt Baſel, eingedenk, wie es ihr in den Jännertagen gelungen war, die Landſchaft zu unterdrücken, und voller Verachtung gegen die Schwäche der Eidgenoſſenſchaft, wollte jedem Entſcheide zuvorkommen. Unerwartet in der Nacht des 21. Aug. brach Oberſt Wieland mit ſeiner Söldnerſchaar und ſchwerem Geſchütze wieder auf, und überfiel mit Mord und Brand die unvorbereitete Landſchaft. Er drang bis in das Städtchen Lieſtal vor, mußte ſich aber, da die Bevölkerung der Landſchaft zur Gegenwehr herbeieilte, ohne ſeinen Zweck zu erreichen, wieder eilfertig nach Baſel zurückziehen. Durch dieſen Schlag war der Bruch zwiſchen Stadt und Landſchaft vollends entſchieden. Jedoch nicht alle Gemeinden der Landſchaft hielten zur Parthei derſelben, ſondern die Dörfer des Reigoldswyler- und des Gelterkinderthales, mehr durch ihr Intereſſe an die Stadt gebunden, ſonderten ſich von nun an beſtimmter von den andern Landestheilen ab, und blieben der Sache der Stadt zugethan.

Jener Schlag hatte aber auch die Tagſatzung wach geſchüt-

telt. Sie ermannte ſich zu einem Beſchluſſe (den 9. September), nach welchem der Kanton Baſel militairiſch beſetzt wurde. Als Zweck dieſer Beſetzung gab der Tagſatzungsbeſchluß an: „Verhütung neuer Feindſeligkeiten, Herſtellung der öffentlichen Ruhe und der geſetzlichen Ordnung, Sicherſtellung der Perſonen und des Eigenthums.“ Da nach demſelben Beſchluſſe die bisherige Verwaltungs-Commiſſion in Lieſtal aufgelöſet werden ſollte, trat am 13. Sept. eine Volksverſammlung in Lieſtal zuſammen, welche ſich dem Befehle der Tagſatzuug zu unterziehen, zugleich aber Zunftausſchüſſe zu wählen beſchloß, welche, bis die Verhältniſſe geordnet ſeien, im Namen des Volkes dasſelbe vertreten ſollten. Denn der große Rath in Baſel war nicht mehr Vertreter des ganzen Volkes, da ſchon vor dem 21. Auguſt 35 Landgroßräthe aus demſelben getreten waren. Zugleich wurde an jener wichtigen Verſammlung zur Vermittlung aller Streitigkeiten mit der Stadt wieder das urſprüngliche Begehren geſtellt: Aufſtellung eines Verfaſſungsrathes im Verhältniſſe der Kopfzahl aller ſtimmfähigen Bürger. Aber die Hoffnung auf redliche Vermittlung von Seiten des eidgenöſſ. Militärs ſchwand bald, als die harte Laſt der Einquartirung am meiſten den patriotiſch geſinnten Gemeinden aufgebürdet wurde, und als der Diviſions-General Ziegler die Zunftausſchüſſe auf dem Rathhauſe von Lieſtal mit Kolbenſtößen auseinander treiben ließ (den 18. Sept.). Vier der Wortführer des Landvolkes, Gutzwiller, Hug, Debarry und Eglin, wurden in Gewahrſam nach Bremgarten gebracht. Graubündtens Geſandter auf dem Tage in Luzern wollte ſie ſogar in Aarburg einthürmen, und für die Ruhe in ihrem Kantone mit ihren Köpfen verantwortlich machen. Während die Landſchaft, und zuletzt auch die Stadt Baſel mit Truppen überſchwemmt wurden, mühten ſich die Repräſentanten Muralt, Heer und Sidler vergeblich ab, der Regierung der Stadt Baſel mildere Geſinnungen einzuflößen; vergeblich verſuchten ſie mit aller Kraft der Beredtſamkeit vor dem großen Rathe (den 3. October) Amneſtie für alles bisher Vorgefallene zu erwirken. Sie und die Tagſatzung trugen keinen andern Dank davon, als die unwürdigſten Schmähungen und Verunglimpfungen. Von Verzeihung, von einem Verfaſſungsrathe, oder auch nur von Abänderung des verrufenen §. 45 der Verfaſſung wollte Baſel nichts hören, aber eben ſo wenig wollte die Landſchaft ſich der Herrſchaft und Leidenſchaft der Stadt ohne beſſere Gewährleiſtung, als die aufgedrungene Verfaſſung ſie darbot, unterziehen. Unverrichteter Sache kehrten

die eidg. Repräſentanten nach Luzern zurück. Da ſandte die Tagſatzung als neu erwählten Commiſſär jenen Bündtnergeſandten, welcher die vier in Bremgarten Verhafteten in Aarburg einzukerkern angetragen hatte, Fried. von Tſcharner in den Kanton Baſel ab. Schon die Abſendung dieſes Geſandten erregte in der Landſchaft, wie in der ganzen Schweiz, einen Schrei des Unwillens, da er als Partheigänger der Stadt nur zu ſehr bekannt war. Unter ſeiner Leitung und Aufſicht ſollte eine zweite Abſtimmung über die Verfaſſung unternommen werden, aber durch die Argliſt Baſels wurde nicht über Annahme oder Verwerfung der Verfaſſung abgeſtimmt, ſondern die Abſtimmungsfrage alſo geſtellt: ob man ſich vom Kanton Baſel trennen oder bei demſelben bleiben wolle? Dieſe Abſtimmung (am 23. November 1831) war unrichtig und unvollſtändig, daher auch ſogleich von 46 Gemeinden, welche für Trennung geſtimmt hatten, Proteſtation bei dem Vororte eingelegt wurde. — Gegen das Ende Novembers 1831 war die Bundesbehörde auseinander gegangen, ohne in den Basler Angelegenheiten etwas Anderes entſchieden zu haben, als daß die militäriſche Beſetzung zur Handhabung der geſetzlichen Ordnung fortdauern ſolle. Die Majorität einer von ihr niedergeſetzten Commiſſion hatte zwar auf Zurückziehung der der Basler Verfaſſung ertheilten Garantie und Reconſtituirung oder Trennung angetragen, doch kam die Behörde ſelbſt zu keinem Beſchluſſe. Dem Vororte ſollte der Entſcheid der großen Räthe eingeſandt werden. — Das war der Zeitpunct, da Heinrich Hug als Lieutenant im Bataillon Landolt in den Kanton Baſel einzog. Schon ſeit längerer Zeit hatte er mit großer Aufmerkſamkeit die Entwicklung der Begebenheiten in dieſem Theile ſeines Vaterlandes beobachtet. Das Schickſal des Basler Landvolkes, deſſen gerechtes Verlangen nach einem Verfaſſungsrathe mit Kanonendonner und der Aechtung ſeiner Wortführer beantwortet worden war, und das jetzt durch langwierige Einquartirung darnieder gedrückt wurde, ohne Hoffnung auf baldige Entſcheidung ſeines Looſes, hatte ſein wie aller biedern Eidgenoſſen wärmſtes Mitgefühl erweckt. Mit Recht wurde das Schickſal der Landſchaft für die Lebensfrage des ganzen Vaterlandes gehalten. Alle Gegner der neuen Verfaſſungen blickten erwartungsvoll auf Baſel hin, damit, wenn es ſiege, ſie mit vereinten Kräften in ihren Kantonen die neu begründete Freiheit darnieder treten könnten. Alle Freiſinnigen blickten dagegen auf Baſel-Landſchaft, mit deren Fall die liberalen Verfaſſungen und

die Hoffnung auf einen innigern Bund der Schweizer erſchüttert worden wäre.

Hug war begierig, die Gegenden, welche ſeit einem Jahre der Schauplatz eines für die Schweiz ſo wichtigen Partheikampfes geworden waren, und die Bewohner desſelben, deren wider alle Mühſeligkeiten und Gefahren ausdauernde Standhaftigkeit er bewundert hatte, näher kennen zu lernen. Zugleich that Zerſtreuung ſeinem Gemüthe wohl, das durch die Vorfälle der letzten Monathe ſo ſchmerzlich ergriffen war. Er fühlte ſich wohler, da er aus den gewohnten Verhältniſſen herausgeriſſen und in ein militäriſches Leben hinein verſetzt, ſich mitten im Gewühle politiſcher Partheien befand. Unter den Bürgern der Landſchaft fand er viele, deren gereitzte Stimmung der ſeinigen ähnlich war, denn er, wie ſie, trugen denſelben Kummer, dasſelbe Leiden um der Freiheit Willen in der Bruſt. Wohl mochte dieſe gleichartige Seelenſtimmung viel dazu beigetragen haben, daß Heinrich für Baſel-Landſchaft innige Vorliebe gewann, in welcher er noch viel mehr beſtärkt wurde, als er bei der Verſetzung ſeines Bataillons nach Lieſtal daſelbſt den Freund ſeiner ſchönern Jugendtage, Dr. Emil Frey, wieder fand. Es war derſelbe bis zum Auguſt des Jahres 1831 in ſeiner Vaterſtadt Baſel Mitglied zweier richterlichen Behörden und Privatdocent an der Univerſität geweſen. Seine ſtreng republikaniſchen Grundſätze und die unbeugſame Rechtlichkeit ſeines Charakters hatten ihn vom Anfange der Revolution an zum entſchiedenen Freund und Vertheidiger der Landſchaft gemacht. Als nun Baſel mit unerbittlichem Starrſinn alle Forderungen des Rechtes und der Billigkeit von ſich ſtieß, und am 21. Auguſt die Landſchaft überfiel, konnte ſich ſeine Gewiſſenhaftigkeit nicht länger mehr mit ſeinem Wirkungskreiſe in der Stadt vertragen. Er verlies Baſel und begab ſich auf die Landſchaft, welcher er fortan ſein Leben und Streben widmete. So fanden ſich hier die zwei Freunde wieder. Ein Zeitraum von nur ſieben Jahren, aber von tauſendfältigen Erfahrungen lag zwiſchen dem Jetzt und ihrer erſten Bekanntſchaft. Im traulichen Geſpräche durchliefen beide die Vergangenheit und die Erwartungen der Zukunft. Hug erzählte dem Freunde an einem Wintermorgen auf einſamem Spaziergange die Geſchichte ſeines bisherigen erfolgloſen Strebens und ſeiner zerriſſenen Hoffnungen. So erneuerte ſich wieder, und noch viel enger als zuvor, der Bund ihrer Freundſchaft, den ſie auf der Univerſität in einer fröhlichen Stunde geſchloſſen hatten.

Durch Frey wurde Heinrich auch mit den andern Männern, welche an der Spitze der Bewegung im Kanton Baſel ſtanden, mit Guzwiller, Hug von Baſel, Blarer u. ſ. w., bekannt. Lange dauerte jedoch ſein Aufenthalt in Lieſtal nicht. Seine Compagnie wurde nach Ormalingen verlegt, und nachher von da in den innerſten Winkel der Jura Thäler nach Oltingen. Im Februar 1832 kehrte er mit ſeinen Waffengefährten nach Zürich zurück, nach einem Aufenthalte im Kanton Baſel von 10 Wochen.

Unterdeſſen hatte ſich das Schickſal der Landſchaft während des Jahreswechſels noch nicht geändert. Mehrere Kantone zwar hatten ſich zum Anſchluß an jenen Majoritätsantrag der Tagſatzungs-Commiſſion, welcher Reconſtituirung oder Trennung verlangte, ausgeſprochen, andere aber wollten noch immer unbedingte Garantie der Basler Verfaſſung. Auch jetzt ſuchte die Stadt Baſel einem Entſcheide der Tagſatzung zuvorzukommen. Der große Rath daſelbſt, folgerecht in ſeiner bisherigen Denk- und Handlungsweiſe, und ohne den endlichen Ausſpruch der Bundesbehörde abzuwarten, die er doch angefragt hatte, beſchloß am 22. Hornung 1832 jenen 46 Gemeinden, welche ſich am 23. November des vorigen Jahres bei der ſo geheißenen Tſcharner'ſchen Abſtimmung für Trennung ausgeſprochen hatten, die Verwaltung zu entziehen. Dieſe Verſtoſſung ſollte ein kluger Staatsſtreich ſein, denn indem plötzlich alle Beamten zurückgezogen, die Archive und Protokolle der Bezirke und Gemeinden entführt, und dieſen keine Mittel zur Verwaltung mehr gelaſſen wurden, hoffte Baſel, die Landſchaft einer unausweichlichen Anarchie Preis zu geben, durch die ſie endlich zerrüttet und entkräftet, der Stadt wieder von ſelbſt zufallen würde. Von nun an machte ſich daher das öffentliche Organ der Basler Regierung, die Basler Zeitung, zur Aufgabe, jede, auch die kleinſte Unordnung, die auf der Landſchaft vorfiel, in vergrößertem Maßſtabe der Schweiz zu verkünden, um ihr zu beweiſen, die beabſichtigte Geſetzloſigkeit ſei wirklich eingebrochen, und um die Tagſatzung zu zwingen, endlich zu ihren Gunſten einzuſchreiten, und ihr die Landſchaft wieder zu unterwerfen. Aber jener Staatsſtreich war das Verderben Baſels. Sie gedachten es böſe zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.

Zwar proteſtirte der Vorort feierlich wider jenen Beſchluß, welcher das Bundesverhältniß zerriß und die Verfaſſung für deren Aufrechthaltung ja Baſel ſelbſt Alles aufgeboten hatte, brach.

Aber deſſen ungeachtet erneuerte der große Rath denſelben wieder am 2. März. Auf der Landſchaft war hierüber große Freude. Zu jenen 46 traten nach und nach noch andere ſieben Gemeinden, die ihre Lostrennung von der Stadt wünſchten. Da aber in denſelben die Stimmen getheilt waren, wurden ſie die Zweifelhaften genannt. In Lieſtal vereinigten ſich alsbald die Ausſchüſſe aller getrennten Gemeinden, und ernannten eine proviſoriſche Verwaltungs-Commiſſion. Sodann ward zur Wahl eines Verfaſſungsrathes geſchritten, welcher die öffentliche Ordnung der getrennten Gemeinden, die ſich von nun an unter dem Namen „Kanton Baſel-Landſchaft“ conſtituirten, begründen ſollte. Die Tagſatzung war während dieſen unerwarteten Ereigniſſen zwar plötzlich zuſammenberufen worden (den 12. März), konnte ſich aber in Bezug auf den Kanton Baſel in Nichts vereinigen, als in dem Beſchluſſe: daß die Beſetzung desſelben proviſoriſch fortdauern ſolle.

Die neuen Behörden von Baſel-Landſchaft arbeiteten nach Kräften, Ruhe und Ordnung in ihren Gebietstheilen zu erhalten, woran es ihnen beſonders viel gelegen ſein mußte, damit auch nicht dem Scheine nach Geſetzloſigkeit in denſelben einriſſe. Baſel begann daher die Unklugheit, welche ſie mit der Verſtoßung der 46 Gemeinden begangen hatte, einzuſehen. Mit den erſten Tagen Aprils ſtieg in der Stadt die politiſche Aufreitzung gegen die Landſchaft wieder zu einer furchtbaren Höhe. Die Hoffnung, daß die getrennten Gemeinden ſich ſelbſt unter einander aufreiben würden, war fehlgeſchlagen, darum bereitete die Regierung wiederum einen Schlag vor, der aber, wie immer, ein Fehlſchlag wurde. Dieſes Mal wollte man den Kampf nicht durch einen Ueberfall von der Stadt aus, ſondern durch die getreu gebliebenen Gemeinden gegen die getrennten unternehmen. Jedoch mißglückte der erſte Verſuch, indem eine Waffenſendung ins Reigoldswyler Thal trotz der Umwege, die man einſchlug, von den Landſchaftlichen entdeckt wurde (den 4. April). Einige Tage nachher (den 6. April) ſandte die Regierung eine Söldnertruppe über badiſches und aargauiſches Gebiet nach Gelterkinden unter dem Vorgeben: „ſie müſſe die ſtadtgetreuen Gemeinden gegen Gewaltthat der Landſchaftlichen ſchützen,“ obgleich Gelterkinden einen ſolchen Schutz nie begehrt hatte. Die Ankunft dieſer Söldnerſchaar war das Signal zum allgemeinen Landſturm gegen jenes Dorf. Nach einem harten Kampfe mußten ſich die Basler Truppen denſelben Weg, den ſie gekommen, wieder zurückziehen. Das eidge-

nöſſiſche Militär, welches im Kantone lag, hatte ſich bei ſolcher Gefahr auf Aargauiſchen Boden nach Rheinfelden gerettet.

Nach dieſem blutigen Ereigniſſe ward die Aufregung in der ganzen Schweiz wieder gewaltig. Der Haß gegen Baſel ſteigerte ſich täglich, beſonders da deſſen Regierung es wagte, in einem Kreisſchreiben an ſämmtliche Stände über den Bruch des Landfriedens von Seite der Landſchaft zu klagen, und den eidgenöſſ. Truppen, womit zur Sicherung der Ruhe der Kanton wieder von Neuem überſchwemmt wurde, vorgeblich im Gefühle ſeiner Unſchuld, die Thore der Stadt zu verſchließen. Aber troß dem, daß das Volk der Schweiz ſein Mitgefühl an dem Schickſale der Landſchaft laut genug ausſprach, blieb Baſel auf ſeinem einmal gefaßten Plane, und die Bundesbehörden waren zum Widerſtande gegen den ſtolzen Willen dieſer einzelnen Stadt zu ſchwach. Sobald indeſſen die Ruhe auf der Landſchaft wieder hergeſtellt war, fuhr der Verfaſſungsrath in ſeinen Arbeiten mitten unter dem Waffengeklirre des ihn umgebenden eidgenöſſ. Militärs ruhig fort. Gegen Ende April war der Entwurf vollendet, und am 4. Mai wurde die Verfaſſung, eine der freiſinnigſten der Schweiz, von der großen Mehrheit der Landſchaft angenommen. Sodann gingen nach den Beſtimmungen dieſer Verfaſſung vom Volke die Wahlen des geſetzgebenden Landrathes, und von dieſem des Regierungsrathes und des Obergerichtes ungeſtört vor ſich.

In der Mitte März hatte ſich in Folge der Aprilereigniſſe und auf ausdrückliches Verlangen der Stadt Baſel, welche von jetzt an bis zum März 1833 einzig den Kanton Baſel vertrat, die Tagſatzung wieder außerordentlich verſammelt. Man erwartete von ihr jetzt endlich Maßregeln, welche geeignet wären, über die ſelbſt dem Geſammtvaterlande Gefahr drohende Lage des Kantons zu entſcheiden. Wirklich ſchien der Beſchluß vom 18. Mai dieſen Erwartungen zu entſprechen. Es wurden in demſelben die abgelöſten Gemeinden einſtweilen unter eidgenöſſ. Schutz und Oberwaltung von Commiſſarien geſtellt; beiden Theilen ward die Handhabung des Landfriedens zur ſtrengen Pflicht gemacht, und zur Schlichtung des Streites eine Vermittlungs-Conferenz nach Zofingen ausgeſchrieben, zu welcher die Stadt und die Landſchaft ihre Abgeordneten ſenden ſollten. Zugleich wurden die Truppen bis auf ein Detaſchement Reiterei von der Landſchaft entlaſſen.

Auf den angeordneten Tag (den 5. Juni 1832) traten die Abgeordneten der Tagſatzung, ſo wie die der Landſchaft zu Zofingen zuſammen. Vergeblich wartete man mehrere Tage auf

die Geſandtſchaft der Stadt Baſel, welche die Zuſammenberufung der Tagſatzung zur Schlichtung ihrer Verhältniſſe ſelbſt verlangt hatte. Sie erſchien nicht. Nur ein einziges Mitglied hatte im dortigen großen Rathe für Abſendung einer Deputation geſtimmt; die Mehrheit verſchmähte alle Vermittlung, verlangte einzig Unterwerfung der getrennten Gemeinden. Auf dieſen von Baſel ſelbſt gegebenen Ausſchlag der Sache hin wurde auch in der Tagſatzung Trennung beider Gebietstheile verlangt. Doch kam diesmal noch kein Beſchluß zu Stande. Die Behörde ging auseinander (den 15. Juni), indem ſie nur noch den Befehl zur Handhabung des Landfriedens wiederholte.

Nehmen wir hier wieder den abgebrochenen Faden der Lebensgeſchichte Hug's auf. Er hatte ſeit ſeiner Rückkehr nach Zürich daſelbſt in ſeinem bisherigen Berufe weiter gearbeitet, jedoch ohne Muth und Freudigkeit. Das geſellſchaftliche Leben der Stadt verlor durch die geſteigerte Leidenſchaftlichkeit der Menſchen immer mehr. Die Partheien ſtanden ſich ſchroff gegenüber. Alles, was die neue Regierung oder ihre Anhänger thaten, wurde getadelt oder lächerlich gemacht. Hug fühlte ſich in dieſem Treiben nicht heimiſch. Mit inniger Freude ſah er dagegen, wie Baſel-Landſchaft mitten unter Gewitterſtürmen mit jugendlicher Kraft aufzublühen begann. Wunderbar überraſcht war er daher eines Morgens (den 10. Juni), als er einen Brief von ſeinem Freunde Emil Frey aus Lieſtal erhielt, worin er ihm meldete, daß das neu organiſirte Obergericht, deſſen Präſident er geworden ſei, einen tüchtigen Juriſten als Verhörrichter anzuſtellen beſchloſſen habe, zu welcher Stelle er keinen Andern, als ſeinen Freund Hug wünſche. Eine hinlängliche Beſoldung dürfe er bei den dermaligen Verhältniſſen jedoch noch nicht erwarten. Im Falle er geſonnen ſei, einem an ihn ergehenden Ruf zu folgen, möge er dem Obergerichte ſeine Zeugniſſe beförderlichſt einſenden.“

Dieſer Brief ſeines Freundes war ihm wie eine rettende Stimme von oben herab. Nicht nur war ihm ſeine Stellung in Zürich je länger je peinlicher geworden, beſonders da ſich an dieſen Aufenthalt ſo ſchmerzliche Erinnerungen knüpften, ſondern ein Wirkungskreis in Baſel-Landſchaft ſtimmte auch ſo ganz mit ſeinen Ueberzeugungen überein, nach welchen er im Falle oder in der Erhebung dieſes jungen Freiſtaates den Fall oder die Erhebung des ganzen Vaterlandes erkannte. Er trug keinen Augenblick Bedenken, Zürich zu verlaſſen und dem Rufe zu fol-

gen, welcher ihm Gelegenheit darbot, für die heilige Sache der Freiheit in der Schweiz mitzuwirken und mitzukämpfen. — Aus den Zeugniſſen, welche Hug dem Obergerichte in Lieſtal einſandte, entheben wir abſichtlich einige bezeichnende Stellen. Johann Heinrich Schultheß von Zürich ſchreibt: „Da er als Mitglied des Züricher Obergerichtes Gelegenheit gehabt habe, mit den Leiſtungen des Herrn Kantons-Procurators Dr. Hug, theils in deſſen Stellung als Anwalt, ferner als Secretär bei den Civil-Commiſſionen des Amtsgerichtes, und endlich als Inquirent bei dem neu conſtituirten Criminalgerichte ſich bekannt zu machen, nehme er keinen Anſtand, ihm in allen dieſen Beziehungen das Zeugniß eines durch Eifer und Fleiß, Gewiſſenhaftigkeit und ein raſtloſes Streben nach Gründlichkeit ausgezeichneten Geſchäftsmannes zu ertheilen. Ganz vorzüglich befriedigend ſei für ihn die unermüdliche Thätigkeit geweſen, welche Herr Dr. Hug in dem ſo ſchwierigen Fache des Verhörweſens bei mehrern verwickelten Criminal-Proceduren an den Tag gelegt habe.“ Herr Dr. Geßner, Oberrichter, bezeugt: „daß Herr Dr. Hug während der Dauer ſeiner proviſoriſchen Verhörgeſchäfte nicht nur einen ſolchen Fleiß und ſolche Geſchicklichkeit an den Tag gelegt habe, welche ihn in den Zweiervorſchlag für die Kantonal-Verhörrichterſtelle brachten, ſondern er habe insbeſondere mit raſtloſem Eifer ſich bemüht, die vorliegenden Verbrechen bis in ihre feinſten Verzweigungen zu erforſchen und zu verfolgen; ein Verfahren, das zwar den Schein des Minutiöſen angenommen, im Grunde aber mehr nur als Ueberfleiß bei der Neuheit des Geſchäftes betrachtet werden konnte. Dabei ſei ſein rühmliches Streben unverkennbar, den Regeln der Wiſſenſchaft zu entſprechen, und augenfällig eine Humanität und Beachtung der Rechte der Angeſchuldigten zu beobachten u. ſ. w.“ Zugleich ſandte Hug dem Obergerichte von Lieſtal auch eine von ihm abgefaßte Druckſchrift: „über Aufhebung des Zehnten im Kanton Bern,“ die nicht ohne Wirkung geblieben war, zur Einſicht ein. Bald nachher (den 10. Juni) gelangte an ihn ein förmlicher Ruf von jener Behörde, welcher er ungeſäumt folgte, trotz den vielen Abmahnungen ſeiner Freunde, welche ihm die Schwierigkeit und die Unſicherheit einer ſolchen Stelle ſchilderten, da ja noch immer an Wiedervereinigung der beiden Theile des Kanton Baſel gearbeitet wurde. Hug aber lies ſich nicht irre machen. „Wiedervereinigung iſt Bluthochzeit, wo nicht Aergeres!“ hatte ihm Emil Frey geſchrieben; und wäre ſie auch zu Stande gekommen,

fühlte Hug, daß ſchon das Gute mit Ernſt gewollt zu haben für ihn rechtfertigend ſein würde.

Den 25. Juni 1832 traf der neu berufene Verhörrichter in Lieſtal ein, und wurde am gleichen Tage für ſeine Verrichtungen in Eid und Pflicht genommen. Als bald darauf der bisherige Schreiber des Obergerichtes, Rud. Köllner, reſignirte, wurde Hug einſtimmig von jener Behörde an die erledigte Stelle erwählt, welche er auch bis an ſeinen Tod unter den ſchwierigſten Verhältniſſen mit unermüdlicher Thätigkeit und Gewiſſenhaftigkeit verwaltete.

Hugs Entſchluß, ſeine Kenntniſſe und ſein Leben dem vielgeſchmähten und unter tauſendfältigen Leiden gegründeten Freiſtaate Baſel-Landſchaft zu widmen, bereitete ihm in demſelben eine höchſt ehrenvolle und freudige Aufnahme. Bald nach ſeiner Ankunft beehrte ihn die Gemeinde Muttenz, eine der angeſehenſten des Landes, mit ihrem Bürgerrechte. Eben ſo wies der Regierungsrath dem neuen Bürger den 20. October 1832 zur Auszeichnung als militäriſchen Rang die Stelle eines Brigade-Adjutanten an. Er war allgemein geachtet, und ſeine Verdienſte wurden hier fürwahr beſſer als vordem in ſeiner Vaterſtadt anerkannt.

Von nun an hatte das Leben Hugs weniger Abwechslung. Er ſaß den ganzen Tag an ſeinem Arbeitspulte in der Kanzlei des Obergerichtes wie angefeſſelt, oder wohnte als Schreiber deſſen Sitzungen bei. Neben ſeiner Stelle als Obergerichtſchreiber bekleidete er die eines Verhörrichters fortwährend. Beide Beamtungen gaben ihm vollauf zu arbeiten. Der Mußeſtunden hatte er wenige; er benutzte ſie, um ſich nach den abmüdenden Geſchäften des Tages durch das Leſen ſeiner Claſſiker wieder zu erquicken. Erholung von ſeinen angeſtrengten Arbeiten gaben ihm zuweilen die Spaziergänge, die er mit ſeinem Freunde Emil Frey am Samſtag zu deſſen Mutter, einer ehrwürdigen Matrone, nach Arlesheim machte, und am Abend jeden Tages erging er ſich ebenfalls in Frey's Geſellſchaft nach dem Lieſtal nahen Frenkendorf, oder nach Lauſen. Bei dieſen Gelegenheiten wurde der Verfaſſer dieſer kleinen Denkſchrift zuerſt mit ihm bekannt, dann ſein Freund. In vertraulichen Stunden erzählte er mir Manches aus ſeiner Vergangenheit, was ich bei Abfaſſung dieſer Erinnerungen benutzte.

Hug war ein Mann von edler, ſchlanker Geſtalt und braunlockigtem Hauptbaare. Aus ſeinen blaſſen Zügen ſprach ernſte

Wehmuth über erlittene Kränkungen, wie Nachhall eines kaum vorübergegangenen innerlichen Gewitters. In allen ſeinen Reden athmete feuriger Republikanergeiſt. Seine freiſinnigen Grundſätze führte er ſcharf und conſequent in allen Verhältniſſen durch, und was er ſprach, dafür ſtand er auch unerſchütterlich. Seine Lieblingsidee war, für die Erhaltung der Landſchaft Baſel, und durch ſie für die Erhaltung des liberalen Princips in der Eidgenoſſenſchaft Alles, ſelbſt ſein Leben, auf's Spiel zu ſetzen. Mehrere Male äußerte er ſich, daß, wenn die Basler noch einmal ausrücken würden, er mit an der Spitze des Volkes ſiegen oder ſterben wolle. „Das Bewußtſein, eine gute Sache zu haben," ſchreibt er auch an ſeinen Vater, „erhält uns fröhlich. Was mich anbetrifft, ſo tröſtet mich immer der Gedanke, wenn man mich in meiner Vaterſtadt auch vielfach verkannte, daß ich mich doch hier gekannt und geehrt ſehe. Mein intellectueller und moraliſcher Werth iſt gerettet. Lieber will ich hier ſterben im Kampfe, als wieder nach Zürich zurückkehren."

Der politiſche Entwicklungsgang der Landſchaft nahm ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch, und war faſt immer der Hauptgegenſtand unſerer Geſpräche. Mit dem feierlichen Gebote an die getrennten Theile des Canton Baſels den Landfrieden aufrecht zu halten, war die Tagſatzung nach der geſcheiterten Vermittlungs-Conferenz in Zofingen auseinander gegangen. Die Stellung der Landſchaft war ein proviſoriſcher und ſchwankender, zwar unterſtützt von der öffentlichen Meinung der Schweiz, aber von der Regierung weder anerkannt, noch geſichert. Ein Fortſchritt zur innerlichen Befeſtigung war die auf den 16. Auguſt 1832 geordnete Beſchwörung der Verfaſſung, welche die Proteſtation des Vororts bisher immer verhindert hatte, und die Feier des Jahrestages vom 21. Auguſt, wodurch das Volk zum treuen Ausharren auf's Neue ermuthigt wurde. Die ordentliche Tagſatzung dieſes Jahres beſchäftigte ſich wiederum mit den Basler Angelegenheiten, und ſprach endlich, weil ſie keinen andern Ausweg mehr wußte, und weil beide Landestheile ſchon in der Wirklichkeit getrennt und unter zwei verſchiedenen Verfaſſungen conſtituirt waren, den 5. October eine partielle Trennung und Scheidung des Staatsvermögens aus. Jedoch war es damit nicht wirklicher Ernſt; nur die angeordnete Abſtimmung der ſogenannten zweifelhaften Gemeinden wurde durch die eidgenöſſ. Commiſſarien vollzogen. Als aber Baſel wieder jene Beſchlüſſe proteſtirte und bis zu dem beſtimmten Zeitpuncte nicht die ge-

ringſten Anſtalten zur Scheidung des Staatsvermögens vornahm, auch den Kanton Baſel-Landſchaft nicht anerkannte, unterließ der Vorort nicht allein die widerſpenſtige Stadt zum Gehorſam gegen die Eidgenoſſenſchaft zu zwingen, ſondern er verſammelte nicht einmal, wie es doch in ſeiner Pflicht geſtanden wäre, die Tagſatzung, um von derſelben die fernern Verhaltungsbefehle zu empfangen. Nie zeigte ſich die Schwäche der Eidgenoſſenſchaft deutlicher, als darin, daß ſie feierlich anerkannte Beſchlüſſe der Tagſatzung gegen eine Stadt, welche Kanonen gegen ſie auf die Wälle führte, nicht zu vollziehen den Muth hatte. In dieſer Hülfloſigkeit wäre die Landſchaft untergegangen, da ihr alle Mittel der Exiſtenz entzogen waren, hätte ſie ſich nicht wieder zu einer verzweifelten Selbſthülfe entſchloſſen. Dieſes geſchah durch den Beſchluß des Landrathes: auf alles Basler-Vermögen Beſchlag zu legen (den 10. Jan. 1833); ein Beſchluß, der allein dazu dienen ſollte, die Eidgenoſſenſchaft zu vermögen, ihren Beſchlüſſen Kraft zu geben oder Baſel zu zwingen, die von der Tagſatzung beſchloſſene Ausſcheidung der Staatsgüter vorzunehmen. Baſel aber, welches der Tagſatzung Unvermögen zu gut durchſchaute, und überzeugt war, daß hartnäckige Verfolgung ſeines bisherigen Syſtems über dieſelbe endlich doch den Sieg davon tragen werde, hoffte um ſo eher durchzudringen, wenn es durch eine förmliche Verbindung mit ſeinen Gleichgeſinnten in der Schweiz der regenerirten Eidgenoſſenſchaft gegenüber eine drohendere Stellung einnehmen würde. Aus dieſen Gründen zettelte es mit den Regierungen der kleinen Cantone und dem preußiſchen Neuenburg eine große Verſchwörung wider die Eidgenoſſenſchaft ſelbſt an, welche unter dem Namen des Sarnerbundes in berüchtigtem Andenken ſteht. Nie war es geſchehen, daß der ewige Bund der Eidgenoſſen in zwei Bünde ſich zerriß, die ſich feindlich gegenüber ſtanden. Baſel, im Vertrauen auf ſeine Reichthümer, vollbrachte zur Erreichung herrſchſüchtiger Abſichten das Nieerhörte.

Die erſte offene Feindſeligkeit der Sarner Conferenz war, daß ſie die auf den 11. März 1833 ausgeſchriebene Tagſatzung, an welcher zum erſten Male der Geſandte von Baſel-Landſchaft erſchien, nicht beſuchte, und dieſelbe ſogar in ihrer Rechtmäßigkeit nicht anerkannte. Vergebens ſchrieb die Tagſatzung flehentliche Briefe nach Schwyz, um die Conferenz zu ſich einzuladen. Dieſe verweigerte nicht allein, dieſer Einladung zu gehorchen, ſondern wußte es ſogar dahin zu bringen, daß noch andere

Kantone den Sitz der Bundesbehörde verließen, ſo daß dieſelbe zuletzt in bittere Verlegenheit gerieth, wie ſie die zu einem rechtsgültigen Beſchluſſe erforderlichen Stimmen zuſammen bringen möchte. Je mehr die Tagſatzung an Anſehen verlor, deſto anmaßender und gebieteriſcher trat nach und nach die Sarnerconferenz auf. Unter dieſen Verhältniſſen begannen ſogar die wärmſten Freunde der Landſchaft an ihrem längern politiſchen Fortbeſtehen zu zweifeln. An Vollziehung des Tagſatzungsbeſchluſſes vom 5. Oct. 1832 wurde kaum mehr gedacht, ſondern von Neuem und ernſtlicher die Wiedervereinigung der getrennten Landestheile mit der Stadt Baſel zur Sprache gebracht. In dieſem Zeitpunkte geſchah es, daß von Graubündten ein neuer Vorſchlag zur Vermittlung der baſel'ſchen Streitigkeiten gemacht wurde, der endlich die Genehmigung einer Mehrheit von Ständen erhielt. Auf den 5. Auguſt wurde eine Vermittlungsconferenz nach Zürich, wo die Tagſatzung gerade verſammelt war, ausgeſchrieben. Das Herz des Patrioten blutete bei dieſer Nachricht. Es kann nicht geläugnet werden, daß bei einigen Tagſatzungs-Mitgliedern aufrichtiger Eifer waltete, eine Verſöhnung der entzweiten Gemüther zu bewirken, damit auf ſolche Weiſe einer weitern Zerſplitterung des Eidgenoſſenbundes vorgebeugt würde. Aber die Hoffnung dazu konnte nur gering ſein, weil Baſel und der ganze Sarnerbund keine andere Bedingung zur Ausſühnung mehr kannte, als Unterwerfung von Baſellandſchaft und des in demſelben Verhältniſſe ſtehenden Auſſer-Schwyz. Eine Vermittlungsconferenz kam den Sarnern daher in dieſem Augenblicke höchſt ungelegen, weil die für ſie daraus allfällig hervorgehebenden Vortheile ſehr zweifelhaft waren, und weil ſie überhaupt ihre Stellung der Eidgenoſſenſchaft gegenüber für ſo günſtig hielten, daß ſie nicht mehr um Zugeſtändniſſe markten zu müßen, ſondern dieſelbe erzwingen zu können glaubten. Mit einem Gewaltſtreich, einem Angriffe auf die Eidgenoſſenſchaft ſelbſt, hofften ſie daher nicht nur aller Vermittlung zuvorzukommen und ſich mit leichterer Mühe die Herrſchaft über Baſel-Landſchaft und Auſſer-Schwyz zu ſichern, ſondern ihr weit ausgehender Plan war, durch ſolch ein kühnes Wageſtück die freiſinnigen Verfaſſungen der andern Kantone zu erſchüttern, vielleicht zu ſtürzen, und ſomit auch die Wünſche und Hoffnungen zur Aufrichtung eines neuen Schweizerbundes darnieder zu ſchmettern. Es galt hier mit einem Worte: den ariſtokratiſchen Grundſätzen über die libera-

len in der ganzen Eidgenoſſenſchaft einen entſcheidenden Sieg zu bereiten. Zu ſo kühnen Hoffnungen ermuthigte die Sarnerparthei nicht allein die Unentſchloſſenheit und ſchwankende Stellung der Tagſatzung und vieler großen Räthe, ſondern eben ſo ſehr die bedeutende Zahl ihrer Anhänger in allen Kantonen, auch in denen, die dem Sarnerbunde nicht beigetreten waren. Dazu gehörten alle Gegner der neuen Verfaſſungen, beſonders auch hin und wieder die Geiſtlichkeit, welche durch größere Ausdehnung der freiſinnigen Grundſätze Verluſt ihrer Vorrechte befürchtete. Die große gleichgültige Maſſe des Volkes, erwartete man, werde nach einem entſcheidenden Schlage zur Parthei der Siegenden übertreten, und ſo die Reaktionspläne der Herrſchluſtigen begünſtigen. Vom Widerſtande in den zu überfallenden Theilen der Eidgenoſſenſchaft, in Auſſer-Schwyz und Baſel-Landſchaft, fürchtete man zu wenig, um nicht des Sieges im Voraus gewiß zu ſein. Denn nicht nur mangelte in denſelben hinlängliches ſchweres Geſchütze, ſondern es fehlte auch nach der Meinung der Sarner an feſtem innerm Zuſammenhalten ihrer Bewohner. Baſel hatte durch ſeine Zeitung Jahre lang der Schweiz verkündiget: daß nur einige wenige Neuerungsſüchtige die ganze Revolution bewirkt hätten, daß aber die Maſſe des Volkes derſelben im Grunde abgeneigt ſei. Dieſe Unwahrheit, täglich wiederholt, glaubte Baſel endlich ſelbſt, und täuſchte ſich auf dieſe Weiſe zu ſeinem bittern Schaden.

Alſo ward ein Staatsſtreich des Sarnerbundes am Vorabende einer Vermittlungsconferenz vorbereitet. Leicht fand ſich ein Vorwand für Baſel, denſelben unter einigem Scheine des Rechtes zu vollziehen. Die Gemeinde Diepflingen, früher zu den zweifelhaften gehörig, dann im Herbſt 1832 der Stadt Baſel zugeſprochen, hatte ſich im May des Jahres 1833, da ſie nicht zur Stadt gehören wollte, und wegen des betreffenden Tagſatzungs-Beſchluſſes nicht zu der Landſchaft gehören konnte, als eine freie von beiden Theilen unabhängige Republik erklärt. Der Vorort wies ſie jedoch an, der Stadt wieder Gehorſam zu leiſten. Die ſtädtiſchen Beamten kehrten darauf in dieſe Gemeinde zurück, aber die Erbitterung blieb. Viele Bürger entflohen deßhalb aus der Gemeinde in die benachbarten Ortſchaften, und übten mehrere Nächte hindurch gegen die dort poſtirten Landjäger durch Flintenſchüſſe ihre Neckereien aus. Wie Baſel ſchon früher als Vorwand des Ausfalles gegen Gelterkinden ange-

geben hatte: „es ziehe aus, um ſeine Angehörigen zu ſchützen,“ ſo nun auch dieſes Mal bei Diepflingen.

Indem ich bis hieher die Revolutionsgeſchichte der Baſel-Landſchaft, in welche ſich das Schickſal unſeres Heinrich Hug hinein verflochten hatte, nur in flüchtigen Hauptzügen gezeichnet habe, will ich verſuchen, den Tag des Entſcheides ſelbſt, den Todestag Hugs, ſo weit es zu meinem Zwecke dient, etwas ausführlicher zu ſchildern. Denn der dritte Auguſt iſt in der Schweizergeſchichte ein ewig denkwürdiger Tag geworden.

Schon in der Nacht des 1. Auguſts langte ein Eilbote des landſchaftlichen Geſandten Gutzwiller von Zürich mit der Nachricht in Lieſtal an, der Sarnerbund habe am 31. Juli unerwartet das äuſſere Land Schwyz überfallen. Dieſe Kunde, wunderſchnell in alle Thäler der Landſchaft verbreitet, jagte alles Volk aus ſeiner friedlichen Ruhe auf. Daß nun auch von Baſel aus ein Ueberfall zu gewärtigen ſei, davon war jeder Einſichtsvollere überzeugt; hatte man doch ſchon ſeit mehrern Tagen die Gewißheit erhalten, daß in die ſtädtiſchgeſinnten Thäler von Gelterkinden und Reigoldswil neue Munition gebracht worden ſei, und daß in denſelben die Mannſchaft mit allem Eifer militairiſch organiſirt würde. Eine Proklamation der Regierung von Lieſtal ermahnte daher das Volk zur Wachſamkeit, damit es auf den erſten Ruf unter den Waffen erſcheinen könne, zum Schutz und Schirm der theuererkauften Unabhängigkeit. Und jeder Bürger langte von dem Nagel an der Wand ſeinen Stutzer herab, der ſeit dem Gelterkinderſturme nur an fröhlichen Schießtagen gebraucht worden war. Jetzt galt es, einen noch beſſern Meiſterſchuß zu thun, als an dem Schweizerfeſte in Luzern. Der Preis war die Wohlfahrt der Eidgenoſſenſchaft. — Die Nacht hindurch wurden Kugeln gegoſſen und in die verſchiedenen Thalſchaften Pulver geführt. Staffetten flogen hin und her. Das ganze Land, in dem wenige Stunden vorher noch die glückliche Ruhe des Friedens gewohnt hatte, verwandelte ſich unter kriegeriſcher Thätigkeit. — Schon in der Nacht vom erſten zum zweiten Auguſte begannen Feindſeligkeiten. Mehrere junge Leute von Lauſen begleiteten, wie es üblich iſt, einen ihrer Kameraden, der als Handwerker in die Fremde ziehen wollte. Nahe bei Siſſach geriethen ſie mit ſtadtbaſelſchen Landjägern in neckenden Wortwechſel. Letztere eilten alsbald in das zur Stadt gehörige Diepflingen voraus, und als die jungen Leute ohne Argwohn fröhlich in dem-

ſelben Dorfe ankamen, ſahen ſie ſich plötzlich von einer Schaar Landjäger, deren in Diepflingen an 24 ſtationirt waren, überfallen. Zwei von ihnen, und zwar gerade die an jenem Wortwechſel Unſchuldigſten wurden ergriffen und durch Nacht und Nebel über Rheinfelden und Badiſches Gebiet in die Kerker von Baſel geführt. Das erregte böſes Blut bei den Bürgern der nahen landſchaftlichen Dörfer, welchen überhaupt die große Anzahl der Landjäger in Diepflingen ſchon ſeit einigen Wochen ein Dorn im Auge geweſen war. Es fielen daher des Nachts wieder Schüſſe gegen jene Gemeinde, die freigebig von den dortigen Landjägern erwiedert wurden. Sobald der landſchaftliche Verwalter des Bezirkes von dieſen Neckereien Kunde erhielt, befahl er ſie einzuſtellen, damit Baſel keine Gelegenheit zu Feindſeligkeiten gegeben würde. Deſſen ungeachtet fuhren die ſtadtbaſelſchen Garniſönler und Landjäger noch bis am folgenden Tage von Diepflingen und von dem nahen ſtadtgetreuen Böckten aus, ſogar gegen unbewaffnete Landleute, die ruhig ihres Weges giengen, zu ſchießen. Der Durchgang durch Gelterkinden wurde den 2ten Auguſt durch den daſelbſt commandirenden Obriſt Imhof für die oberhalb im Thale liegenden Gemeinden der Landſchaft geſperrt. Offenbar legte es Baſel darauf an, das Landvolk zu Feindſeligkeiten zu reizen, denn zu gleicher Zeit, als ſich jene Vorfälle in Diepflingen ereigneten, begann an einem ganz andern Ende des Kantons eine Fehde ähnlicher Art. Die Gemeinden des ſtädtiſchen Reigoldswylerthales überfielen unerwartet das Landſchaftliche Gebiet in der Gegend des in einſamer Gebirgshöhe liegenden Tſchoppenhofes. Auf den Ruf der Sturmglocke ſammelten ſich alsbald zur Gegenwehr die Männer von Wallenburg und Langenbruck, welches auf der Höhe des obern Hauenſteines gelegen iſt. In der Nacht ward darauf von den Reigoldswylern ein Monate lang zuvor bereitgehaltenes Signal auf dem Vogelberge angezündet. Die Feuerſäule brannte die Nacht hindurch ohne von den Baslern, denen ſie als Zeichen zum Ausmarſche hätte gelten ſollen, bemerkt zu werden. Der zweite Auguſt vergieng auf der Landſchaft unter Waffenrüſtungen. Die Regierung zog aus Vorſicht einige Compagnien in Lieſtal zuſammen. — Gegen Abend vermehrten ſich die Anzeichen eines nahen Ausfalles der Basler. Wie die Schwalben vor einem Sturme flüchten um ein ſchützendes Obdach zu finden, ſah man eilig auf dem Lande wohnende Basler ſich in ihre Stadt begeben. Vertraute Freunde der

Landſchaft ſandten heimlich Eilboten nach Lieſtal und Muttenz um zu warnen. Man erwartete für die Nacht vom zweiten auf den dritten den Ueberfall der Basler, denn es war von jeher deren Gewohnheit geweſen ihre Blutwerke in der Stunde der Finſterniß ohne vorherige Abſage zu vollziehen. Wer Arges thut, der ſcheut das Licht, und kommt nicht an das Licht, auf daß er nicht geſtrafet werde.

An dieſem Abend, deſſen bange Stille nur durch Waffengeklirr und Hufſchlag der Staffetenpferde oder durch patriotiſche Geſänge der ſich Rüſtenden unterbrochen wurde, trat Emil Frey in das Zimmer ſeines Freundes Hug. Es lag derſelbe ſchon ſeit ſechs Tagen krank darnieder. Ein geſchwollener Fuß mit ſchmerzhafter Entzündung hinderte ihn das Bette zu verlaſſen. Frey theilte ihm die Ereigniſſe des Tages und die Erwartungen für die Nacht mit, indem er bemerkte: „daß die Basler dieß Mal ſchwerlich die Landſchaft betreten würden, wenn ſie nicht zur Unterdrückung derſelben alle ihre Kräfte aufgeboten hätten. Es ſtehe daher ein entſcheidender, vielleicht die eine Parthei vernichtender Kampf bevor.“ Dieſe Worte trafen Hug auf dem Krankenbette wie ein Donnerſchlag. Er richtete ſich auf mit den Geberden des heftigſten Unmuthes und klagte laut und bitter ſein Mißgeſchick an, daß er in ſolcher Stunde, da Jeder ſich freudig rüſte zum Kampfe für Vaterland und Freiheit, wie ein Feigling in ſeinem Bette liegen bleiben müße. Das war ja von jeher ſein heißeſter Wunſch geweſen, zum Schutz des bedrängten Vaterlandes auszuziehen; die bittern Lebenserfahrungen ſeiner letzten Jahre hatten dieſen Wunſch, wie es ſcheint, in der Tiefe ſeiner Bruſt zur vollen Lebendigkeit der Erwartung ausgebildet. Sein Leben ſchien ihm nur noch Werth zu haben, wenn er es für die heiligen Ueberzeugungen, die in ihm glühten, darbrächte. Daher jene bittern Klagen am Abend vor dem dritten Auguſt. Wie er die Nacht zubrachte und welche Entſchlüſſe er während derſelben in ſeiner ſchmerzlich zerriſſenen Seele wälzte, das weiß allein der Allwiſſende. Aber der Ausgang läßt es ahnen.

In der dritten Auguſtnacht zogen indeſſen beim Mondenſchein von den benachbarten Ortſchaften her lange Züge Bewaffneter nach Lieſtal. Ihr Jauchzen und ihre Geſänge kündeten an, daß ſie keine Furcht kannten, daß ſie freudigen Muthes für Ehre und Freiheit, für die zu Hauſe betenden Weiber und Kinder auszögen.

Die Mannſchaft der um Gelterkinden und das Reigolswylerthal liegenden Dörfer blieben als Wachen gegen dieſe feindlich geſinnten Ortſchaften zurück, damit nicht zugleich mit dem Ausfalle der Baſeler ein Ueberfall vom Rücken her gegen die Landſchaft geſchehe. Es war nicht ein eigentlicher Ober-Befehlshaber, welcher alle dieſe Anordnungen zur Gegenwehr traf, ſondern die Entſchloſſenheit und der Freiheitsmuth in der Bruſt eines Jeden leiteten das Ganze. Die Nacht vergieng ohne Feindſeligkeiten. Die Sonne des dritten Auguſts ſtieg auf, und verbreitete über den wolkenloſen Himmel ihre Sieg verkündenden Strahlen. Nur über dem Rheinthale gegen Baſel hin lag ein dichter Morgennebel. Um drei Uhr in der Frühe wurde in dieſer Stadt Allarm geſchlagen, und gegen 6 Uhr zog eine wohlgerüſtete Truppe, 1400 Mann ſtark, mit 10 Kanonen und 2 Haubizen, angeführt vom eidgenöſſiſchen Oberſt Viſcher, zum Thore hinaus. Mehrere Wagen folgten derſelben. Die Nachricht von dem Ausrücken der Basler langte um ½8 Uhr in Lieſtal an, und brachte alsbald das Land in Bewegung.

Als Hug auf ſeinem Krankenlager dieſe Kunde erhielt, ſtand er auf, zog ſeine Officieruniform an und ſchnallte ſeinen Degen um. Dann befahl er ſeiner Aufwärterin, alle Bücher und Kleider in ein Koffer einzupacken. Er ſelbſt ergriff ein Gewehr, und ſchleppte ſich wegen ſeines geſchwollenen Fußes mühſam die Treppe hinunter auf die Straße, wo vor ſeinem Hauſe eine lange Reihe zum Aufbruch ſich rüſtender Krieger ſtand. Er drängte ſich in ihre Reihe hinein. Mehrere Perſonen beobachteten ihn; ſein Antlitz war todtenbleich. Von einigen Orten her tönte ſchauerlich das verworrene Geheul der Sturmglocken. In Lieſtal, welches vorzugsweiſe der Schauplatz des Kampfes, vielleicht eine Brandſtätte werden konnte, zogen die Weiber mit ihren Kindern und ihren unentbehrlichſten Habſeligkeiten dem nahen Rebberge zu. Der Weg welcher durch dieſen ſchräg hinan gegen Arisdorf führt, war bald bedeckt mit einem langen Zuge Flüchtender von denen jedes ſein Bündelchen auf dem Kopfe trug oder eine Kuh am Stricke nach ſich führte. Man hatte vernommen, daß die Basler im Fall des Sieges keine Schonung zu geben, den Befehl hätten. In Lieſtal ſelbſt ſuchte man zur verzweifelten Gegenwehr die Eingänge durch Balken, umgeworfene Wagen u. ſ. w. zu verrammeln. Nur kleine Pförtchen ließ man offen, durch welche die einzelnen Truppen eilig zur Hülftenſchanze dem Feinde entgegen abzogen.

Mit einer dieſer Truppe marſchirte auch Hug, trotz ſeines kranken Fußes, munter gegen Frenkendorf hin. Aus der Gegend von Pratteln her, von welchen Frenkendorf durch einen Eichwaldshügel, das Oehrli genannt, getrennt iſt, hörte man bereits Schüſſe fallen.

Nachdem die Basler aus ihren Thoren ausgerückt waren, ſonderte ſich von ihnen eine Schaar von etwa 400 ab unter Oberſt Weitnauer, welche zuerſt gegen Mönchenſtein zog um daſſelbe zu beſchießen, ſodann aber wieder nach St. Jakob zurückkehrte und dort bis Abends ruhig verweilte. Wahrſcheinlich war deren Zweck den Bezirk Birſeck zu ſchrecken und zu wachen, daß die Mannſchaft deſſelben nicht ihren Gefährten in den Rükken falle. Die Hauptmacht aber wandte ſich, ſobald die Birsbrücke überſchritten war, ſtatt auf der großen Landſtraße, welche durch die Haard zieht, zu bleiben, rechts ab gegen Muttenz. Hier wurde, weil das Dorf verlaſſen ſtand, keine weitere Feindſeligkeit ausgeübt, als ein Freiheitsbaum umgehauen.

Die Mannſchaft von Muttenz hatte ſich auf die Anhöhen des Berges zurückgezogen, und verfolgte von hier aus den vorrückenden Feind unter beſtändigem Feuer bis gegen Pratteln hin. Die Muttenzer wären allein zu ſchwach geweſen ſich mit der Uebermacht des Feindes auf offenem Felde zu meſſen. Bei Pratteln ſammelte ſich das Landvolk auf den hinter dem Dorfe liegenden Anhöhen des Oehrli, um nicht durch einen Kampf im Dorfe ſelbſt daſſelbe der Zerſtörung Preis zu geben. Bald aber begann das ſchwere Geſchütz der Basler zu ſpielen. Zu gleicher Zeit löſeten ſich die Garniſonstruppen von der Hauptmacht ab und rückten ſchnurſtraks in Pratteln ein. Die entmenſchten Söldnerknechte Baſels überließen ſich hier der wildeſten Zügelloſigkeit. Einige zündeten Pechkränze an, und ſteckten mittelſt derſelben eine Reihe von Häuſern in Brand. Andere ſchoſſen in roher Zerſtörungsluſt in die Fenſter und in die Häuſer, welche ihnen als die der treuſten Patrioten gewieſen wurden. Andere ſchnitten die Brunnenleitungen ab und ließen das Waſſer aus den Brunnentrögen herauslaufen, damit Niemand löſchen könne. Einige ſchreckten die wenigen in ihren Häuſern zurückgebliebenen Einwohner. Es iſt aber nicht mein Zweck, dieſe Blätter mit der Herzählung aller der Greuelthaten zu beſudeln, welche in dem durch Brand und Mord geängſtigten Dorfe ausgeübt wurden; Hier erwahrte ſich wieder das Wort des großen Dichters:

Das Schrecklichſte der Schrecken
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.

Während all' den hier begangenen Unthaten tönte durch das Knattern der Flamme und das Jammergeheul der Flüchtenden luſtiges Jauchzen der Basler und draußen vor dem Dorfe die kriegeriſche Muſik der Hauptſchaar, welche ruhig gelagert dem Brande zuſchaute.

Die Flamme wuchs raſch empor; dicke Rauchſäulen wogten zum klaren Himmel auf; im ganzen Lande weit umher verkündeten ſie, daß ein Opfer Abels aufſteige zur Loſung des Brudermords. Aber auf den Hügeln des Oehrli ſtanden die bewaffneten Krieger der Landſchaft. Sie blickten ſchaudernd auf die Greuel der Verwüſtung unter ihnen und in jeder Bruſt loderte Rache fordernd die Flamme von Pratteln auf. An Löſchen wurde jetzt nicht gedacht. „Vorwärts“ tönte es im wilden Geſchrei durch die Reihen der Landleute und nun begann ein heißes Gefecht gegen die zum Oehrli andringenden Schaaren der Basler. Wahrſcheinlich war deren Abſicht durch ein kühnes Wageſtück dieſen Waldhügel zu durchbrechen um Frenkendorf zu gewinnen, und ſo die mit vier Kanonen beſetzten Schanzen am Thalausgange zu umgehen. Hug und die Schaaren um ihn ſahen die ganze Macht der Baſeler heranziehen, deren Feuerſchlünde, Geſchoſſe des Verderbens gegen ſie ausſpieen. Gewehrfeuer der Stadtgarniſon wechſelte mit dem Donner des ſchweren Geſchützes ab. Einige Waghälſe, Soldaten der Stadtgarniſon, ſprangen gegen die Höhen heran, auf welchen die Landſchaftlichen in Gebüſchen und hinter Eichſtämmen geſchützt ſtanden. Mehrere Male verſuchten die Basler ſodann in Maße mit gefälltem Bajonette den Hügel zu erſtürmen. Aber trotz der Uebermacht derſelben wehrte das kleine Häuflein der Bauern in unerſchütterlichen Todesmuthe jedes Mal den Andrang ab. Mancher Feind ſank von dem Stutzerkugeln der Scharfſchützen getroffen. Obgleich die Landleute kühn vordrängen, ward doch hier keiner von ihnen getödtet; einige nur wurden verwundet. Es war, als ob der Genius des Rechts und der Freiheit unſichtbar vor den Reihen ſchwebte, um ſie vor den Todesgeſchoſſen ihrer Feinde zu bewahren. Ungefähr eine Stunde dauerte das Gefecht am Oehrli, dann zogen ſich die Basler zurück bis zum Landjägerpoſten, rheinwärts von Pratteln an der Landſtraße gelegen, wo ſie von dem fruchtloſen Kampfe eine Weile auszuruhen gedachten. Dieſen kurzen Waffenſtillſtand benutzte Hug um in das vom Feind verlaßne Pratteln hinabzuſteigen, in welches bereits viele Flüchtige wieder zurückgekehrt waren. Hier erblickte er Scenen des

Entſetzens. Neun Häuſer ſtanden rettungslos in Flammen. Aus den Ställen tönte das Gebrüll der verbrennenden Kühe. Kranke oder alte Leute trug man auf Betten in freiſtehende Häuſer. Die Frauen irrten jammernd auf der Brandſtätte herum um ihre Kleinen zu ſuchen. Wenige Männer mit vom Pulverrauch geſchwärzten Geſichtern kamen aus dem Gefechte für ihre Häuſer und Familien zu ſorgen, und beim Löſchen der bedrohten Gebäude zu helfen, und dann wieder in den Kampf zurückzukehren. Da alle Brunnentröge leer waren, ſchöpfte man Waſſer aus den Pfützen. Auch Hug arbeitete eine Zeit lang an den Spritzen und half Löſcheimer tragen, dann aber als er das Gewehrfeuer von Neuem beginnen hörte, kehrte er zu den Kämpfern ins Oerhli zurück. Dieſe waren unterdeß von den Anhöhen hinabgeſtiegen, weil ihnen die Waffenruhe der Basler zu lange dauerte, und ſchoſſen aus den Reben auf ſie. Zu gleicher Zeit donnerten die Kanonen von der hochgelegenen Birchſchanze gegen die Feinde. Das war das Loſungszeichen zum neuem Kampfe, welcher wieder ungefähr an derſelben Stelle begann, wo der vorige beendet hatte. Die auf der Hülftenſchanze aufgeſtellte Mannſchaft mit zwei Kanonen, die bis jetzt unthätig geblieben, weil der Feind noch nie in ihre Nähe gelangt war, konnten auch jetzt den neuentſponnenen Kampf nicht bemerken, weil er ihr durch Vorhügel verdeckt war. Da ſie an dem vom Winde ſeitwärts getriebenen Rauche des Geſchützes und dem etwas ſich entfernenden Donner deſſelben wahrzunehmen glaubte, daß die Basler der Höhe des Oehrli ſich bemächtigt hätten, verließ ſie die Hülftenſchanze und kehrte gegen das nahe Frenkendorf zurück, um die nach ihrer Meinung hier herausdringenden Feinde zu empfangen. Hug, wahrſcheinlich in dieſem Augenblicke etwas vom Gefechte entfernter, theilte denſelben Irrthum. Er ſah ein, daß wenn der Oehrlihügel genommen, und alſo die feſte Stellung an dem Thalausgange umgangen ſei, den Feinden alsdann der Weg nach Frenkendorf und Lieſtal offen ſtehe. Er hielt es für ſeine Pflicht die Regierung auf dieſe drohende Gefahr aufmerkſam zu machen und eilte nach Frenkendorf, wo er ungefähr um 11 Uhr in der Schenke eines ihm bekannten Wirthes folgende Zeilen an den Regierungs-Präſidenten Herr Plattner ſchrieb, welche er einer reitenden Staffette übergab.

Geehrter Herr!

So eben komme ich aus dem Dorfe Pratteln, die ganze

Reihe Häuſer dem Engel und dem Ochſen gegenüber iſt im Brand! Keine Seele weder flüchtende Weiber haben wir im Dorfe gefunden. Der Feind ſoll ſich bei Pratteln den Berg hinaufgezogen haben, wahrſcheinlich um auf Frenkendorf herabzufallen. Ein Theil wird auch über Schauenburg auf Lieſtal zu. Alſo dieſe zwei Punkte geſchützt! — Brand iſt ihre Loſung. — Unſere Leute ſind in Oehrli zerſtreut. Nach meiner Meinung ſollten ſie ſich bei Frenkendorf nnd Schauenburg ſammeln.

Hochachtungsvoll
Dr. H. Hug. Obergerichtsſchreiber.
Frenkendorf, den 3. Auguſt 1833.

Dieſer Brief iſt in haſtiger Eile ungefähr eine halbe Stunde vor ſeinem Tode geſchrieben. Denn er kehrte nun ſogleich ins Gefecht zum Oehrli zurück. Hier hatten ſich die Umſtände jedoch anders gewendet als er anfangs vermuthete. Die Basler, da ſie die löwenartige Tapferkeit der die Anhöhe vertheidigenden Landſchäftler nicht beſiegen konnten, zogen ſich den Hügeln entlang gegen die von den Kanonen vorhin verlaßne Hülftenſchanze. Eine Schaar Garniſönler beſetzte letztere auch wirklich, und behauptete dieſelbe eine Zeitlang, bis ſie die Nutzloſigkeit davon erkannte. Als die höher liegende Birchſchanze ihre Kanonen auf ſie zu richten begann, zogen die Basler wieder aus der Verſchanzung hinaus und längſt dem tiefen Hülftengraben gegen den äußerſten Vorſprung des Oehrlihügels, gegen Frenkendorf hin, wo eine große Griengrube gelegen iſt. Auf dem obern Rande derſelben aber ſtanden die Helden der Landſchaft, entſchloſſen dem weitern Vordringen der Feinde gegen Frenkendorf, eher einen eignen Wall aus ihren eignen Leichen entgegenzubauen, als zu weichen. Die Städter vom Widerſtande der Bauern zornentflammt, drangen mit unerſchrockener Tapferkeit heran. Aber in den Herzen der Landſchäftler loderte die Flamme von Pratteln! Sie gedachten ihrer Weiber und Kinder; ſie gedachten ihrer Freiheit und ihrer Ehre. An der Entſcheidung dieſes Augenblickes hieng das Schickſal der Landſchaft, der ganzen Eidgenoſſenſchaft. Je näher die Garniſon Baſels auf dem offenen mit Fruchtbäumen beſetzten Felde heranrückte, deſto mörderiſcher tobte das Kampffeuer. Jedoch Keiner wankte. Auf beiden Seiten zeigte ſich entſchiedener Muth. Da jählings ſtürzten von der Seite neue Baslerſchaaren gegen die

Landſchaftlichen hervor. Es waren dieſelben in der Tiefe des ſich von der Schanze bis zur Griengrube ziehenden Hülſtengrabens unbemerkt zwiſchen Gebüſchen bis ganz in die Nähe herbeigeſchlichen. Die Männer der Landſchaft ſahen ſich von zwei Seiten umſchloſſen. Aber die Ueberlegenheit ihres Standplatzes kam ihnen zu Hülfe. Sie zogen eine kleine Strecke zurück, und ſtellten ſich dann der großen Uebermacht in ausgedehntern Reihen entgegen. Ihre Geſchoſſe wütheten in den Reihen der Garniſönler. Der Tod hielt ſein Feſt. Wenn Jene auch noch ſo kühn herandrangen, ſie wurden immer wieder zurückgeworfen. — Unter den Vorderſten der Landſchäftler ſtand aber immer Heinrich Hug mitten in dem wogenden Pulverdampfe, mitten in den Schwirren der Kugeln. Mochten ſich Andere auch beim Laden ihrer Flinten niederducken, er ſtand; mochten ſich Andere zu größerer Sicherheit hinter Gebüſche verſtecken, er ſtand; kaltblütig lud er ſein Gewehr und ſchoß auf die tobenden Schaaren der Feinde. Es galt ja die Freiheit, die köſtlicher iſt als das Leben; Es galt das Vaterland! Da plötzlich, als Hug ſein Gewehr wieder ſenkte zum Laden, ſchrie er krampfhaft auf und ſank rückwärts darnieder auf den Erdboden. Eine Kugel hatte ihn in die rechte Seite der Bruſt getroffen. Einige Naheſtehende eilten herbei und trugen ihn aus dem Kampfgewühle hinab gen Frenkendorf.

Hug war todt! Hug, den Alle ehrten und liebten, gefallen als Märtyrer für die Freiheit der Landſchaft. Ein Schrei des Schmerzens fuhr durch die Reihen der Kämpfer. Schon vorher war auf dem unbedeckten Rande der Griengrube ein anderer Bürger der Landſchaft, Jundt von Frenkendorf, gefallen. Mit verdoppeltem Ingrimm fuhren nun die Landſchaftlichen gleich Todesengeln wider die Reihen der Söldner, während die Batterie von der Birchſchanze und die zwei andern Kanonen, von Frenkendorf eilig zurückgeholt, von der Landſtraße aus, ein ununterbrochenes Feuer gegen dieſelben unterhielten. Bei der Griengrube ward geſtritten wie einſt in den Tagen von St. Jakob und Morgarten. Bis in die ſpäteſten Zeiten noch werden die Baſelbieter ihren Kindern die Stätte zeigen, wo Hug fiel und zu ihnen ſprechen: „Hier wurde die Macht des Saarner-Bundes gebrochen, hier das Vaterland von ſeinen Drängern errettet."

Jener Brief den Hug in Frenkendorf geſchrieben hatte war nicht ohne Erfolg geblieben, denn es wurde den Kämpfern

an der Griengrube eilig Verſtärkung zugeſandt unter Anführung des Majors Leutenecker.

Da begannen die Reihen der Basler zu wanken; es war gegen 1 Uhr Mittags. Eilig zogen ſie zurück gegen die Wannenreben, wo ihre Nachhut und die Kanonen ſtanden. Siegjauchzend ihnen nach die Männer der Landſchaft. Eben ſo ſchnell rückten die Kanonen auf der großen Straße nach. Eine derſelben, die an langen Schlepptau geführt wurde, fuhr bei einer Wendung der Straße den jähen Abhang bei der Hülftenbrücke herab, wobei ſie zwei Männer hart beſchädigte. Während die Kanonier ſie mit der Kraft ihrer Arme wieder emportrugen, wurde die vereinzeltſtehende andere Kanone troz dem gegen ſie gerichteten Kartätſchenfeuer der Basler von zwei unerſchrockenen Kanonieren ununterbrochen geladen und abgefeuert. Oberhalb der Hülftenbrücke ward bei jenem Rückzuge der zweite Befehlshaber der Basler, Oberſt Burkardt, durch einen Schuß in den Fuß verwundet. Oberſt Viſcher hatte ſchon früher die Geiſtesgegenwart verloren. Von nun an ſchien aller Oberbefehl aufzuhören. Die Städter zogen ſich ohne Aufenthalt zurück gegen den Haardwald. Bis hierher aber immer noch geordnet und unter Vertheidigung gegen die Nacheilenden. Beim Anfange der Haard wollten ſie ſich links gegen Muttenz, dem Wege den ſie am Morgen gekommen, zuwenden. Aber nun gieng neuer Todesſchreck über ſie auf. Oberſt Blaarer fiel unverſehens mit ſeinen Birseckern von jener Richtung her in ihre Seite. Bleiches Entſetzen überfiel ſie, daß ſie in wilder Verwirrung den Weg durch die Haard den Thoren der Stadt zujagten. Mancher von den Kugeln oder dem Bajonet der Verfolger ereilt, ſank in den Staub. Die Straße durch die Haard ward mit Blut gezeichnet. An 30 Leichen lagen rechts und links am Waldrande. Wäre über die Landſtraße eine Barrikade von umgeſtürzten Wagen und Baumſtämmen errichtet geweſen, hätten die Basler all' ihre Kanonen in der wilden Flucht zurücklaſſen müſſen. Als die Landſchaftlichen bis an die Birsbrücke gekommen waren, welche die Grenze zwiſchen Stadt und Landſchaft bildet, hielten ſie mit der Verfolgung inne. Der Sieg über Baſel war vollſtändig entſchieden. Noch einige Kugeln ſandten die von den Baslern früher Spottweiſe „die Wurmſtichigen" geheißenen Kanonen in die gegenüberliegende Stadt, dann zog die Mannſchaft in unausſprechlichem Jubel des Sieges zurück in die gerettete Heimath, zurück zu Weib und Kind.

Auch an den andern bedrohten Punkten der Landſchaft war an dieſem Tage ein Ueberfall der feindſeligen Dorfſchaften glücklich verhindert worden. Gelterkinden wurde von der Seite von Siſſach her und oberhalb des Thales von Ormalingen durch Schaaren der Landſchaftlichen bewacht. Jedoch gelüſtete den Bewohnern jenes Dorfes nicht durch Feindſeligkeiten einen zweiten Sturm, wie jener vom 6ten April 1832 geweſen, gegen ſich zu reizen. Die Bürgerſchaft hielt ſich hier, ſo wie in den andern nahe liegenden ſtadtgetreuen Gemeinden neutral. Der kommandirende Basleroffizier ſah alle ſeine Mühe ſie zu einem Angriffe gegen die Landſchaft zu bewegen umſonſt, und mußte zuletzt ſich und ſeine Gefährten durch einen Rückzug über argauiſches Gebiet retten. Der Ausgang des Reigoldswylerthales wurde durch Scharfſchützen von Siſſach und durch die Mannſchaft von Lauſen bewacht. Hier dauerte das Gefecht bis gegen 4 Uhr Nachmittags. Den Landſchaftlichen gelang es die Reigoldswyler, welche Lieſtal hinterwärts überfallen ſollten, nach Bubendorf zurückzutreiben. Oberhalb des Reigoldswylerthales ward der Kampf gegen die Sarner von den Bürgern von Wallenburg und Langenbruk in Liedertswyl geführt. Dieſes Dorf wurde abwechſelnd von der einen und der andern Parthei genommen, bis zuletzt bei anbrechender Nacht die Nachricht von der Niederlage Baſels dem Gefechte ein Ende machte.

Der Sieg der Landſchaft war ein außerordentlicher; denn Baſel hatte 1500 Mann wohlgeübte Truppen unter kriegserfahrenen Befehlshabern ausgeſendet, mit acht Sechs- und zwei Zwölfpfündern und zwei Haubizen. Jener Macht konnte die Landſchaft nur ein kleines Häuflein entgegenſtellen, weil das feindſelige Verhältniß des Landes zu den ſtadtgetreuen Gemeinden ſie zwang, ihre Streitkräfte an ſechs verſchiedene, weit von einander entfernte Punkte zu verlegen. Zu dem beſtand das ſchwere Geſchütz der Landſchaft nur aus vier Vierpfündern. Ein eigentlicher Oberbefehl, wie ſchon oben bemerkt, fand nicht ſtatt. Jede Schaar war mehr oder weniger ſich ſelbſt überlaſſen. Alles Nachtheile, welche manchem Einſichtsvollen um des Entſcheides bange machen mußte. Aber der Heldenmuth der Landſchäftler erſetzte die militäriſche Anordnung, die Anzahl der Kämpfer und der Kanonen. Und für die Landſchaft ſtritt mächtiger als menſchliche Macht die leitende Vorſehung. Mitten in dem namenloſen Entzücken des Sieges übermannte Jeden, wenn er der ungeheuren Gefahren des Tages gedachte, in welcher

das Vaterland, und eines jeden Dorf und Haus und Familie geſtanden, der Gedanke: „Wahrlich, uns hat Gott geholfen.“ Daher auch am folgenden Tage, als ſtatt des Kanonendonners das ſonntägliche Geläute durch die Thäler ſchallte, alles Volk in die Kirche zog, um aus tiefbewegten Herzen, Dank zu bringen dem Gotte, welcher große Dinge vollbringt, der mit ſeinem Arme die Hoffährtigen zerſtreuet, die Niedrigen erhebet.

Der Sieg erregte auf der Landſchaft um ſo größere Freude, da die Anzahl der Todten im Verhältniſſe zu denen der Basler ſo gering war, daß es ans Wunderbare grenzt. Außer dem Obergerichtsſchreiber Hug beweinte die Landſchaft nur noch ſechs Todte, während die Stadt deren über Hunderte zählte, ohne daß dabei die vielen ſchwer Verwundeten, die bald darauf ſtarben, gerechnet ſind.

Der ſiebente Auguſt ward auf der Landſchaft zur Todtenfeier beſtimmt. Hug's Leiche wurde noch am Abend des Kampftages von Frenkendorf nach Lieſtal gebracht. Sein Tod hatte eine allgemeine Trauer erregt. Noch an jenem Abend traten viele der heimkehrenden Sieger zu ſeinem Leichname und betrachteten auf ihre Waffen gelehnt die auch noch im Tode ſchöne Geſtalt. Sein bleiches Antlitz trug den Ausdruck ſeliger Verklärung. Seine Augen ſtanden offen, obgleich ein Freund ſich bemüht hatte dieſelben zuzudrücken. Die Hand hielt er krampfhaft auf der verwundeten Stelle. Aus manchem Auge der herumſtehenden Krieger brachen Thränen des Schmerzens über den für ſeine heiligſten Ueberzeugungen Gefallenen. Während der drei Tage, da Hug in ſeiner Wohnung im Sarge lag, kamen unzählige Menſchen, ſelbſt aus den entfernteſten Dörfern des Landes herbei um ihn noch einmal zu ſehen. Man bemerkte unter den um ihn Weinenden auch ſolche, die in richterliche Unterſuchung verflochten früher von Hug verhört worden waren. Zu ſeinem Begräbniß ſelbſt ſah man von allen Seiten her Volksmaſſen nach Lieſtal ziehen. Der Leichenzug ward auf das Feierlichſte angeordnet. Seinem Sarge, der von jungen Bürgern getragen und von den Töchtern Lieſtals mit Blumenkränzen geſchmückt war, folgte der ganze Landrath, das Obergericht und der Regierungsrath; dann ſeine Kampfgefährten vom 3. Auguſt in militäriſcher Ordnung mit dumpfer Trauermuſick, zuletzt eine zahlloſe Menſchenmenge in feierlichem Schweigen; Jeder gerührt von dem Andenken an den Todten und an den Tag an dem er gefallen. Unter dem Geläute der Glocken gieng der Zug von dem

Obergerichtsgebäude hinweg in die Kirche, wo der Pfarrer Walſer an dem Sarge Hug's eine ergreiffende Leichenrede hielt. Wir theilen aus derſelben einen kurzen Auszug mit." Es giebt in der Welt, ſprach Walſer, kein Glück das vollkommen wäre, und keine Freude die nicht auch wieder durch einen Schmerz getrübt würde. Seit dem letzten Samſtag feiert die Baſellandſchaft ein immerwährendes Freudenfeſt. Aber dieſe Freudentöne werden unterbrochen durch die Trauerklagen um die Todten, welche uns dieſer Sieg gekoſtet hat. Zwar iſt deren Zahl gering. Lieſtal, der volkreichſte Ort im Kanton zählt nur einen Todten, aber dieſer Eine, wir wollen es uns nicht verhehlen, iſt uns ein koſtbares Opfer, das wir Alle beweinen. Dieſer Todte iſt der hier vor uns ruhende Obergerichtsſchreiber Hug. Zwar iſt er der Geburt nach nicht ein Bürger der Landſchaft. Seine Aeltern und Geſchwiſter leben im Kanton Zürich. Aber dem Geiſte und Herzen nach war er ein Baſellandſchafter, d.h. ein Freiheitsfreund, ein Eidgenoſſe, wie ſie Alle ſein ſollten. Sein Freiheitsſinn führte ihn vor einem Jahre hier her. Er wollte auch gerne das Seine dazu beitragen, das von allen Seiten gefährdete Leben dieſes jungen Freiſtaates aufrecht zu erhalten, und wer ihn in ſeinen Wirken erkannt und beobachtet hat, weiß, wie redlich, treu und gewiſſenhaft er in ſeinen ſchwierigen Poſten arbeitete. Ob ſeinem edlen Wirken für die Landſchaft hat er das Theuerſte, was er hatte, ſein Leben hingeopfert. Sterben müſſen wir zwar Alle, aber der ſchönſte Tod iſt der für's Vaterland. Ihn hat Jeſus Chriſtus als den höchſten Gipfel des chriſtlichen Sinnes erklärt, indem er ſagte: Niemand hat größere Liebe denn die, daß er ſein Leben für die Brüder läßet." Nachdem der Redner einen Rückblick auf den 3ten Auguſt geworfen, an welchem Hug gefallen, fährt er fort: „Doch wie Gottes weiſe Weltordnung überall aus dem Böſen das Gute, und aus dem Tode das Leben entſtehen läßt, ſo wird auch dieſer Verluſt, den wir jetzt beklagen nicht ohne Segen für uns ſein. Es wird geſäet verweslich, aber auferſtehen unverweslich. Wie einſt der große Schweizer Arnold von Winkelried die feindlichen Speere in ſein Herz drückte mit den Worten: „ich will der Freiheit eine Gaſſe bahnen;" alſo bricht Jeder, der ihn nachahmet, auch heute noch der Freiheit neue Bahn durch die Kraft des Beiſpiels, welches er giebt. Eine ähnliche köſtliche Frucht wird uns auch aus der Saat erwachſen, die dieſer geſäet. Mag auch ſein Fleiſch verweſen,

ſein Geiſt lebt unter uns fort. Möge in uns allen fortleben die Sinnesart dieſes Edlen! Wir wollen ſeinen Sarg nicht verlaſſen, ohne daß wir den feſten Entſchluß faſſen: Treu zu ſein der heiligen Sache, für die er in den Tod gieng. Das Gelübde lege jeder an dieſer Leiche ab, nach Maaßgabe ſeiner Kräfte zur Wohlfahrt der Freiheit und des Vaterlandes mitzuarbeiten, mitzukämpfen, Jeder bis in ſeinen Tod. Und wenn wir dich nun zu deinem Grabe begleiten, unvergeßlicher Hug, ſo werden wir nur von deiner Leiche, nicht aber von deinem Andenken ſcheiden. Ruhe ſanft in des Grabes kühler Erde nach deinem heißen Tagewerk. Du wirſt drüben in der Ewigkeit ernden, was du hier unter Thränen geſäet haſt, denn ſelig ſind die Todten von nun an, die in dem Herrn ſterben."

Nach vollendeter Trauermuſik verließ der Zug wieder in derſelben Ordnung wie vorhin die Kirche, und zog feierlich langſam dem Todtenacker zu, wo ſeine Kampfgefährten, wie bei militairiſchen Begräbniſſen üblich iſt, zum Abſchiedsgruße eine Salve in ſein Grab ſchoſſen.

Einige Monate nach dieſer Todtenfeier, den 15. Dec. 1833, wurde dem Landrathe ein durch die Auguſtereigniſſe und deren Folgen verſpätetes Gutachten des Regierungsrathes vorgelegt, worin angetragen wird dem Obergerichtsſchreiber Hug das Staatsbürgerrecht von Baſellandſchaft zu ſchenken. Obgleich unterdeſſen Hug gefallen war, beſchloß dennoch der Landrath dieſen Antrag, der noch zu jenes Lebzeiten von dem Präſidenten Stephan Gutzwiller geſtellt worden war, zu genehmigen. Das Patent der Bürgerrechts-Aufnahme wurde ſeinem würdigen Vater zugeſtellt. Es war ein Kranz dankbarer Erinnerung dem Gefallenen auf das Grab gelegt.

Möge nun ſeine Aſche in Frieden ruhen; der Name Heinrich Hug's wird in der Baſellandſchaft fortleben, ſo lange die Freiheit blühet, die er mit ſeinem Blute erkämpfen half. —

Anhang.

Nach Heinrich Hug's Tode fanden ſich die zwei nachfolgenden Gedichte, deren Verfaſſer er iſt, unter ſeinen Papieren, das erſte derſelben verfaßte Heinrich auf den Tod des ſeligen Bürgermeiſters Uſteri; die äußere Veranlaßung zu dem zweiten iſt unbekannt geblieben. In beiden Geſängen giebt er ein ſo getreues Bild ſeines innern Lebens, und zugleich ſind beide Dichtungen ſo ſchön, daß wir ſie den Freunden des Verewigten glauben nicht vorenthalten zu dürfen.

I.

Das Leben iſt ein Traum; — ſo ſagen Viele
Und Vielen iſt das Leben nur ein Traum;
Ein kranker Schlaf, in dem ſich bunt verworren
Der Bilder viele durch einander drängen.
Iſt's endlich aus, ſo ſagt nicht eine That
Wer die entſchlafnen kranken Träume waren,
Wär' dieß das Leben, — o wie könnte dann
Ein großes, edles Herz zu ſchlagen wünſchen?
Mit hohem Sinn das Große zu erſchaffen,
Mit feſtem Muth das Gute zu geſtalten
Mit Manneskraft die Wahrheit zu erjagen
Sich zu behaupten gegen jeden Feind,
Und raſtlos ſo der Menſchheit Zwecke fördern
Nur das iſt Leben, und wer ſo gelebt,
Nein, der iſt nicht todt, wenn man ihn begräbt —
Er wirkt und lebt in ſeinen Thaten fort ...!

II. Wanderer.

Wohin, o Jüngling, mit flammendem Blicke?
Wohin mit beflügeltem Schritte?
Sei mir Gefährte nach Wanderer Sitte,
Du Raſcher! Ich kehre zur friedlichen Hütte
Zum Heerde der Väter zurück.

Jüngling.

Ich geh' allein eine rauhe Bahn;
Sie führt über Felſen und Klippen hinan;
Durch ödige Klippen, durch Sumpf und Moor
Steig' ich zu ſonnigen Gipfeln empor.
Ich will nicht raſten, es muß mir glücken,
Der Wallfahrt fernes Ziel zu erblicken.

Wanderer.

Was treibt dich ſo kühn in die ferne Bahn?
Was führt dich auf Felſen und Klippen hinan?
Schlug nicht daheim die Nachtigall laut?
Die Freuden die in der Heimath wohnen,
Die ſuchſt du vergebens in fernen Zonen.

Jüngling.

Unſterblichkeit iſt ein großes Wort,
Es rief mich von Freund und Vater fort.
Doch laß mich! Doch laß mich! Ich muß von hinnen
Eh' mir die Stunden, die ſchnellen, verrinnen.

Wanderer.

Verblendeter! Ruh' iſt ein ſüßes Wort;
Du ſuchſt ſie vergebens am Ziele dort.
Vernimm, wen des Genius Adlerflug
Empor zu den Sternen des Himmels trug,
Der mag noch Vieles, ach Vieles wiſſen;
Aber die Ruh' iſt ihm ewig entriſſen.

Jüngling.

Laß ruh'n, wem mein Gott zu ruhen vergönnt!
Mich treibt ein Feuer, das ewig brennt,
Mich foltert und quält ein Durſt; den ſtillt
Kein Waſſer, das aus der Erde quillt;

Nur dort allein, an erhabener Stelle,
Da ſprudelt, da rieſelt die lebende Quelle.

Wanderer.

Verwegner! hoch oben bei Jupiters Sitz
Lauſcht tief verborgen der tödtende Blitz.
Es bringt der Adler den Sonnenſtrahl
Und ſinkt mit gelähmten Fittig ins Thal,
Da Phaeton Lüfte des Himmels umweh'n,
Da ſtürzt er herab aus unendlichen Höh'n!

Jüngling.

Laß ſinken, laß ſtürzen, wer den Muth verlor!
Ich klimme durch Tod und Gefahren empor,
Und kann ich's nicht enden, und muß ich hinab,
So ſchmücke der Lorbeer mein rühmliches Grab.
Wer unterging in großem Beſtreben,
Verdient in den Herzen der Nachwelt zu leben!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Googl